

Chaelstr. 56/58
ing
erei
aswerk
erArt

Reise

Conrady,
Telefon 2222.

Ankauf von allem
Gold
und Silber
u. höchst. Preisen.
3. p. Plüden

Wenn Sie eine
neue

Couch

oder ein neues

Sofa

brauchen, besicht.
Sie zuerst die
Bücherei auswahl bei
Möbel

ERBEN

Krämerstraße 3.

Erb der billigen
Preise ist Zeitungs-
ung gefaltet! Für
e e e Arbeit wird
garantiert!

Möbel!

Schlaf-

zimmer

echt Eiche, alles
voll gearbeitet,
mit Matratzen
u. Stühlen nur

285.-

Küchen-

Wohn- und

Speisezim.

on 95-800 RM.
200 Zimmer Aus-
wahl, langjährig.
Garantie!!

Krückels

formanpl. 11

er d. Rimeologe

Bradanjug

Polster, 1 Emor-
g, 1 Cutaway m.
schlechten Seiten
s fast neu, für
stetig zu ver-
ten.

danaltee 6 II.

malminen

le sämtl. Repa-
ren nur beim
mann. Wald-
er, Girmachill,
erei Kammer
Bollersollze.

erhaltene Ma-
nen i. Schmiede
Schloßer nie
hänge, Pol-
stern, Schif-
e, Transmil,
lore, Treibriem.
reis billig zu
b. Max Levin,
ori, Cherbiller
e 107, St. 27188

herde

o Glühkante
... Reis vorrät.
Büffelberg,
lebrüchelt. 140.

irnen

pfel

gallig abzugeben
hof, Reofit, 67.

derruf

gegen Bräutlein
hat. Wälfen
Woy am Sonnt-
dem 15. 8. 1935
achte - Weife-
nehme ich mit
neuen zurück.
Johann Sellen,
1097.

Nr. 33 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 33 - Sonntag, 18. August 1935

Münsterorgel

Ein Bach braust durch den steinernen Wald,
die Fuge schwillt mit Frohgewalt.
Aus Nacht ein jubelnder Titan
steigt auf und blickt dich funkelnd an.

Auf Abgrunds Treppen tobt Höllenmacht,
gen Himmel fährt Dämonenschlacht;
von Sternen stürzt ein Katarakt
dir auf die Seele bloß und nackt.

Posaune zürnt. Erzengelchor
tritt aus des Himmels weißem Tor —
In heiliger Stille seligem Schwingen
hörst du den Herzschlag Gottes singend

Karl Schorn.

Das Neußer Turnier

im Jahre 1241

Von jeher hat man es in Neufz verstanden, Feste zu feiern,
aber nicht immer liefen sie so harmonisch und friedlich ab, wie
es heute der Fall ist.

Besonders glanzvoll waren im Mittelalter die Kampfspiele
der Ritter, boten sie doch eine willkommene Gelegenheit,
Mannesmut und Gewandtheit zu beweisen und Dank aus schöner
Hand zu ernten.

Im Jahre 1241 hatte der Turniervogt zu einem Ritter-
spiel nach Neufz durch offenen Brief eingeladen. Von nah
und fern hielten viel edle Herren mit ihren Mannen und Knappen
festlichen Einzug durch die Tore der Stadt und schlugen ihr
Lager auf der Wiese im Hammfeld auf. Die Wappen und
mit Federbusch gezierten Helme der an dem Kampfspiel teil-
nehmenden Ritter wurden einige Tage vorher zur Schau aus-
gestellt, damit der Herold die Prüfung auf die „Turnier-
fähigkeit vornehmen konnte, denn niemand wurde zugelassen,
der nicht vom Adel war, keiner durfte mitkämpfen, dem etwas
Unehrenhaftes nachgesagt werden konnte.

Das Festspiel war für den 26. Mai 1241 angesagt worden.
Nach schöner Sitte, die sich in Neufz bis auf den heutigen Tag
erhalten hat, wurde dieser Freudentag durch einen gemeinsamen
Besuch der heiligen Messe eingeleitet. Nicht oft vorher wird sich
in unserem alterwürdigen Quirinusdom eine gleich festliche
und stattliche Gemeinde versammelt haben, denn erst im Jahre
1209 hatte Meister Wolbero damit begonnen, die bei der Ein-
nahme von Neufz durch Philipp von Schwaben (im Jahre 1128)
stark beschädigte Stiftskirche wieder herzustellen und an-
zubauen.

Der Turnierplatz auf der Wiese im Hammfeld war von doppel-
ten Schranken umgeben, an einer Seite erhoben sich die Tribünen
für die bevorzugten Gäste, ringsum drängte sich das Volk. Es
war in kurzer Zeit eine wahre Zeltstadt entstanden, Buden waren
aufgeschlagen, Seiltänzer und Gaukler zeigten ihre Künste, Tröd-
ler priesen mit Eifer ihre Waren an.

Da kündigt das Schmettern der Trompeten und Wirbeln der
Trommeln den Einzug der Ritter an. Das bunte Leben
und Treiben verstummt plötzlich. Mit wehenden Helmbusch, in
strahlendem Waffenschmuck sprengen die Ritter paarweise in
die Schranken, unter ihnen auch Graf Adolf von Berg und
Graf Eberhard von der Mark. Lange waren sie erbitterte
Feinde, hatten sich aber vor kurzem ausgesöhnt und trafen hier
seitdem zum erstenmal wieder auf einem Turnier zusammen. Der
Herold tritt vor und verkündet laut die Namen der Kampftei-
nehmer und den Beginn des Spiels. Dieses fängt, wie
üblich, mit dem Knappenturnier an. Mit leichten Waffen
sprengen sie mutig aufeinander los, dem Tapfersten winkt als
Lohn der Ritterschlag. Dann folgen Einzelkämpfe der
Ritter. Sieger ist, wer die meisten Lanzen zersplittert oder
die meisten Gegner aus dem Sattel wirft, ihm ist „der Dank“

gewiß; von Edelfrauen werden ihm kostbare Waffen, goldene
Halsketten, Ringe und dergl. gereicht.

Noch einmal tritt der Herold vor. Atemlose Stille herrscht,
wird er doch den Abschluß des Festspiels ankündigen. Dieser
verspricht besonders glanzvoll zu werden, denn schon erscheinen
„Grieswärtel“ in dem Festring, um nötigenfalls ihrer Pflicht
zu genügen: die Kämpfenden in den Schranken des Spiels zu
halten, Frieden zu stiften, falls sie sich ernstlich angreifen, und
Bedrängte zu schützen.

Unter allgemeinem Beifall verkündet der Herold, daß eine
Mongolenschlacht vorgeführt werden soll und gibt als-
dann die Kampfregeln bekannt: Die Streiter dürfen sich nicht an
den Sattel festbinden lassen, es dürfen keine scharfen Lanzen
gebraucht werden; es ist verboten, mit dem Schwert zu stechen,
das Pferd des Gegners darf nicht verwundet werden, der Kampf
ist sofort zu beenden, sobald der Gegner den Helm abzieht.

Das Spiel beginnt. In hellen Scharen stoßen die Ritter mit
eingeleiteten Lanzen aufeinander los, Lanzen splintern an den
stählernen Brustharnischen, unter dem tosenden Beifall der
Menge wogt der Kampf hin und her.

Plötzlich stehen sich Graf Adolf von Berg und Graf Eberhard
von der Mark gegenüber. Im Eifer des Spiels flammt der alte

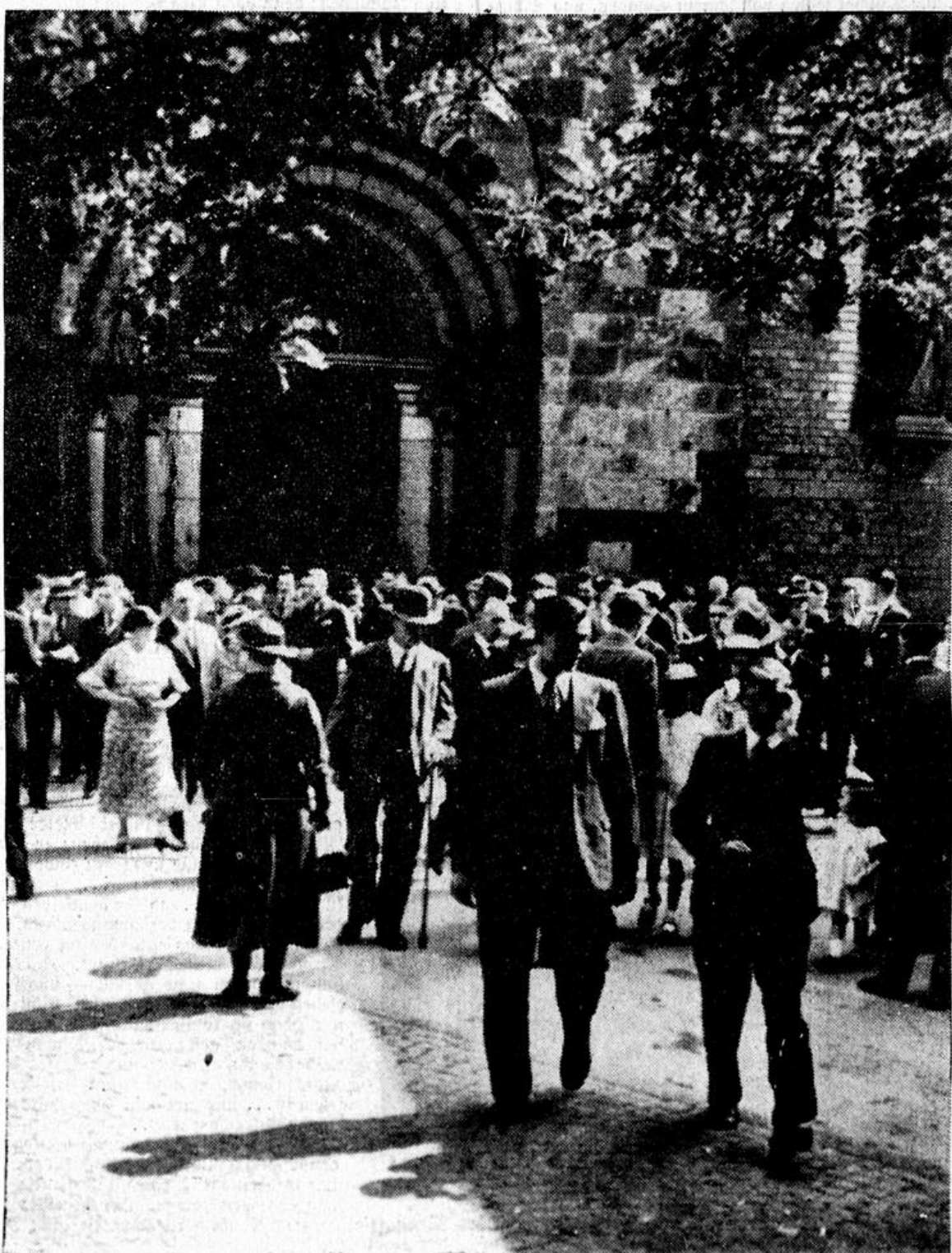
Grimm wieder auf, wild stürzen sie aufeinander los. Als
dem Spiel wird Ernst! Am harten Harnisch splintern sich die
Lanzen, blank fliegt das Schwert jetzt aus der Scheide, des
Schüdes Kraft wehrt seiner Hiebe Wucht, doch Adolf zielt nicht
auf den Ritter, das Pferd trifft er mit ungeheurer Kraft. Im Sturze
aus dem Sattel schwingt sich Eberhard und stürzt in voller
Wucht auf Adolf ein. Die Knappen ahnen die Gefahr und
eilen, die Pflichten ihrem Ritter zu erfüllen. Vergeblich wehrt
man dem Gedränge, nicht Friedenstiften gibt es mehr. Das Fest-
spiel wird zu mörderischem Gemetzel, die Wiese trinkt das Rot
des edlen Ritterbluts. —

Der Streit hört erst auf, als Adolf und Eberhard er-
schlagen am Boden lagen, mit ihnen fanden gegen hun-
dert Ritter, Edelherren und Knappen den Tod.

Eine andere Ueberlieferung weiß sogar von vierzig Edelherren
und dreihundert Knappen zu berichten.

Während die Festspiele sonst damit endeten, daß der Ritter,
eingedenk seiner ersten Pflicht: „Gott lieben und Frauen ehren“,
zu Ehren seiner Dame „noch eine Lanze brach“, fand
das mit so viel Pracht eingeleitete Turnier in Neufz einen solch
tragischen Abschluß.

E. E.



Sonntagmorgen am Neußer Münster

Foto: Pfeifer, Neufz

Deutschlands Soldaten

Deutschland und sonst nichts auf der Welt

Der unbekannte Soldat — ein Schlagwort in der ganzen Welt. Aber ein Schlagwort, das Ehre bedeutet und Ehre fordert. Der deutsche Soldat — für uns gleich wie ein hohes Lied des Stolzes und der Liebe. Der Liebe des Soldaten zu seinem Volke und des Volkes zu seinen Soldaten.



Für das deutsche Volk galt von jeher der Soldat als stärkste Sicherheit zur Erhaltung des Friedens, galt ihm als unentbehrliche Schule, aus der jeder einzelne Volksgenosse die für seine Lebenshaltung entscheidende Beeinflussung mitnehmen muß. Das ist immer so gewesen —

1871

außer in den Zeiten des artfremden Uebergewichtes in unserem Vaterland. Immer auch galt für den deutschen Soldaten, wenn es not tat:

Ich habe keine Vergangenheit mehr, meine Gegenwart ist unpersönlich geworden, meine Zukunft gleichgültig. Ich gehöre dem Staat, der Pflicht und dem besten Einfluß, den man mit Blut oder Leben festlegen kann.

Diese Grundhaltung ist dieselbe geblieben durch Generationen und Jahrzehnte. Das zeigen für den, der aufmerksam zu schauen versteht, die verschiedenen Soldatenköpfe von 1871, 1913, 1917 und 1935. Davon abgesehen hat sich wohl verändert die Mode der Haartracht. Und verändert hat sich auch der Ausdruck der Gesichtszüge. Denn vielleicht nirgendwo wird der geistige Wandel, den das Reich im letzten halben Jahrhundert durchgemacht, offenkundiger als in diesen Gesichtern des deutschen Soldaten — die Wandlung vom „Ich“ eines individualistischen, eines liberalen zum „Wir“ des totalen Staates. Es ist lohnend, sich dies einmal zu veranschaulichen!

Der deutsche Soldat der siebziger Jahre hat drei Kriege, beschränkt auf europäische Kriegsschauplätze, hinter sich; mit Tapferkeit und Begeisterung geschlagen, unter Einhaltung traditioneller, klassischer Kampfregeln — Kriege, in denen als letzte in der Kriegsgeschichte aller Zeiten die klassische Strategie entschied.

Damit schuf der deutsche Soldat das Reich.

Ruhe liegt in seinem Gesichtsausdruck, aber es ist weniger die Ruhe eines entschlossenen Willens als einer selbstgeschaffenen Ordnung, die da sagen will: Ich habe mitgeschaffen das Fundament zu errichten für den kommenden Reichtum an Entwicklung, an Aufbau, an Fortschritt. Aus dem Deutschland schöpfen kann, um vorwärts zu kommen!

Der Soldat vom Anfang des neuen Jahrhunderts trat das Erbe seines Kameraden von 1871 an. Alles schien so klar, so groß, so sicher: Geld, Karriere, Bildung. Von der Geburt bis zum Tode war jeder Schritt festgelegt und behütet. Darum zeigt das Gesicht von 1913 Vitalität, selbstverständliche Daseinsfreude. Ein — ferner — Krieg erschien als Abenteuer, das man natürlich mit Ehre bestiehl!

Im strahlenden Sommer von 1914 fielen die ersten Schüsse. Und als der erste Rauch verschwunden, da wurde der Krieg — wie Ernst Jünger sagte — zum „Vater aller Dinge“. Die Farben waren nur noch grau und rot. Die Soldaten wurden

„Tagelöhner des Krieges“.

aber ihre Herzen schlugen nicht im Tageslohn, sondern in der ewigen Nacht Gottes. Mit jenseitigem Lächeln laßen sie das Wort vom „Selden“ in den Zeitungen. Die nur dem Deutschen eigene Verbindung von Kommiss und Wistön war es, die unsere Soldaten so überlegen machte. Denn — im letzten Ende sind deutsche Soldaten nie besiegt worden.



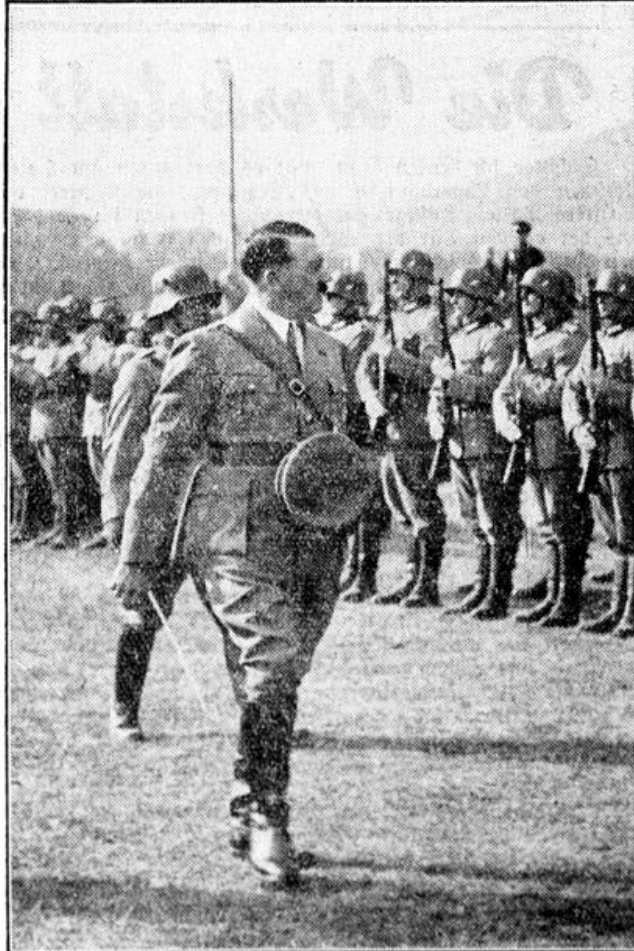
1913

Niemals auf deutschem Boden, niemals im Feindesland, weder in Europa noch in fremdem Erdteil! Wo sie heute weichen mußten, gingen sie morgen im Sturm vor, wo sie heute eine Handbreit Boden verloren, gewannen sie morgen das Land zehnfach zurück.

In dem Hengstesseil jenes erbarmungslosen Zerstörungskampfes — in dem der deutsche Soldat noch hart an der Wand steht wie die letzten Germanen in König Chloths Saal — da wurde der neue deutsche Mensch geboren. Der neue deutsche Mensch, der, als er heimkehrte, die Heimat verloren hatte. Das alles sehen wir in dem fragenden Blick des Soldaten von 1917 — bis einer von ihnen, einer von den Soldaten des Weltkrieges, in dem Durcheinander der Nachkriegszeit die rechte Antwort für Deutschland fand — bis einer von ihnen zum ersten Soldaten des Dritten Reiches wurde, zum Führer, zum Kanzler des deutschen Volkes!

Was unseren Führer damals am Ende des Weltkrieges bewegte, das schildert er selbst mit erschütternden Worten in seinem Buch „Mein Kampf“, das in diesen Tagen dem deutschen Volk zehn Jahre gehört:

„Seit dem Tage, da ich am Grab der Mutter stand, hatte ich nicht mehr geweint. Wenn mich in meiner Jugend das Schicksal unbarmherzig hart anfaßte, wuchs mein Trost. Als ich in den langen Kriegsjahren der Tod so manchen lieben Kameraden und Freund aus unseren Reihen holte, wäre es mir fast wie eine Sünde erschienen, zu klagen — starben sie doch für Deutschland. Und als mich endlich selbst — noch in den letzten Tagen



Die Pflichten des deutschen Soldaten

1. Die Wehrmacht ist der Wappenträger des deutschen Volkes. Sie schützt das Deutsche Reich und Vaterland, das im Nationalsozialismus geeinte Volk und seinen Lebensraum. Die Wurzeln ihrer Kraft liegen in einer reicher Vergangenheit, im deutschen Volkstum, deutscher Erde und deutscher Arbeit.

Der Dienst in der Wehrmacht ist Ehrendienst am deutschen Volk.

2. Die Ehre des Soldaten liegt im bedingungslosen Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens.

3. Höchste Soldateneigenschaft ist der kämpferische Mut. Er fordert Härte und Entschlossenheit. Feigheit ist schimpflich, Zaudern unsoldatisch.

4. Gehorsam ist die Grundlage der Wehrmacht, Vertrauen die Grundlage des Gehorsams.

Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungsgefühl, Überlegenem Können und unermüdlicher Fürsorge. Große Leistungen in Krieg und Frieden entstehen nur in unerschütterlicher Kampfgemeinschaft von Führer und Truppe.

6. Kampfgemeinschaft erfordert Kameradschaft. Sie bewährt sich besonders in Not und Gefahr.

7. Selbstbewußt und doch bescheiden, aufrecht und treu, gottesfürchtig und wahrhaft, verschwiegen und unbestechlich soll der Soldat dem ganzen Volk ein Vorbild männlicher Kraft sein. Nur Leistungen berechnen zum Stolz.

8. Größten Lohn und höchstes Glück findet der Soldat im Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht.

Charakter und Leistung bestimmen seinen Wert und

des fürchterlichen Ringens — das schleichende Gas anfiel und sich in die Augen zu fressen begann, und ich unter dem Schrecken, für immer zu erblinden, einen Augenblick verzagen wollte, da donnerte mich die Stimme des Gewissens an: elender Jämmerling, du willst wohl heulen, während es

Tausenden hundertmal schlechter geht als dir. Und so trug ich denn stumpf und stumm mein Los. Nun aber konnte ich nicht mehr anders. Nun sah ich erst, wie sehr alles persönliche Leid verfliegt gegenüber dem Unglück des Vaterlandes. Es war also alles umsonst gewesen. Umsonst all



1917

die Opfer und Entbehrungen, umsonst der Hunger und Durst von manchmal endlosen Monaten, vergeblich die Stunden, in denen wir, von Todesangst umtrallt, dennoch unsere Pflicht taten, und vergeblich der Tod von zwei Millionen, die dabei starben.

... Ich aber beschloß, Politiker zu werden.“

Der Erfolg steht fest: Aus dem deutschen Soldaten von 1871, von 1913 und 1917 wurde der Soldat von 1935. Der „Ich“-Geist einer liberalen Zeit mußte verschwinden durch den Frontgeist des Weltkrieges. Es zielte und schloß nicht mehr der Einzelne, sondern eine Einheit, ein Gefechtskörper. Es entstanden die Freikorps, es wurde der Stoßtrupp, der Sturmtrupp neuer deutscher Menschen, neuer deutscher Soldaten. Das waren die ersten „Wir“-Bindungen, die zum totalen Staat unseres Dritten Reiches führten.

Der Verfall der Verträge „verbot“ die allgemeine gleiche Wehrpflicht. Er „erlaubte“ eine kleine Freiwilligen-Armee.

Der Fluch wurde zum Segen.

Der neue deutsche Soldat der Wehrmacht von 1935 — das Gesicht dieses Soldaten zeigt geballte Willenskraft — ist das großartige Ergebnis von Heilung einer inneren Bruchstelle aus dem Weltkrieg, von Auslese und von überwindenem Widerstand. Alle lebendigen Kräfte unseres Volkes wurden zu tragenden Faktoren in der neuen deutschen Wehrmacht: Wir sind die Beschützer der deutschen Grenzen, wir sind die Wächter des Dritten Reiches, wir sind die Erhalter des Lebenswillens unseres Volkes!

Am 16. März gab uns Adolf Hitler wieder das Volksheer — nach Innen eine Sicherung für die richtigen Grundsätze deutscher Lebensführung, nach Außen eine unerschütterliche Autorität, so wie es Deutschlands Soldaten von 1871 waren.

Der Ring schließt sich: Vier Soldaten sehen uns an. Vier Gesichter, vier Augenpaare und zugleich der Wandel von vier Zeiten. Aber das eine ist von Anfang an dasselbe geblieben, 1871 bis 1935: Der Wille des deutschen Soldaten, Deutschland zu dienen, mit vollem Einsatz aller Fähigkeiten —

Deutschland und sonst nichts auf der Welt!

Dr. Scharping, Berlin.



1935

Bilder: 2 Privatfotos, 1 Aufn. PBZ, 1 Aufn. Hoffmann/Röhe, 1 Aufn. Scherl.

Die Rente / Eine Geschichte vom arabischen Zill Eulenspiegel

Von Walter Sperling

Omar Hassai, der arme Pantoffelmacher aus Bagdad, hatte den Schall im Nacken, und wenn er nicht der Streiche gar zu viele gemacht hätte, vielleicht wäre er in die Reihen der Weisen aufgerückt.

Seine Verwandten schalteten ihn einen Narren. „Seid froh, daß ich ein Narr und kein Weiser bin, — mit wem könntet ihr sonst scherzen...“ Seid zufrieden, daß ich überdies ein armer Narr und kein reicher Weiser bin. Ihr wäret euch sonst nicht so eilig, sondern der Jant um meine Gunst würde euch zerstreuen...“

„Am Ende ist er doch ein Weiser“, stritten die anderen hernach, wenn sie solches vernahmen. Oder wenn er ihnen zu verstehen gab, daß Dummheit eine Grenze hat, hinter der wieder die Schlaubeit anfange, — dann konnten sie nicht eilig werden in der Frage, ob Omar Hassai sich dies- oder jenseits dieser Grenze bewege.

Markttag für Markttag, wenn die Karawanen hinauszogen in die Dörfer der Wüste, trugen sie, als unsichtbare Last, Omar Hassais Ruf in alle Winkel Arabiens, und je weiter die Reise, je größer wurde die Last.

„Omar Hassai ist ein Schelm“, hieß es in der Oase Arab. „Omar Hassai ist klüger als die Gelehrten des Kalifen“, flüsterle man längs der Küste. Sein Witz hat noch nie versagt, und über die Tiefgründigkeit seiner Reden dachten die Grübler Arabiens vergänglich nach, erzählten sich die Leute in den Kaffeestuben.

Das hörte auch der mächtige Scheich Sidi Hamud, den die Leute den „Sparamen“ nannten. Sechzehn Kameltage von Bagdad erhoben sich seine Paläste aus der Wüste. Ein Günstling des Kalifen, Oberster Gerichtsherr seines Gebietes. Reich an Dufaten wie der Strand an Sandkörnern und geizig bis dort hinaus.

Der sandte einen Kurier nach Bagdad zu Omar Hassai, nachzuschauen, ob es wahr sei, was man sich über ihn erzähle, und wer ihm seine Weisheit eingebe.

„Wisse“, lächelte Omar den Kurier an, „auf diesen Täfelchen steht alle Weisheit der Welt. Es gibt keine Frage, die sie nicht beantworten könnten, keinen Witz, den sie nicht hervorbrächten, keinen Rat, den sie nicht zur rechten Zeit hergäben...“

Der Kurier jagte in die Wüste, eine lange Staubwolke hinter sich lassend.

„O Herr und Gebieter, — er hat einen Zauber“, keuchte der Bräue. „Zwei Korantafeln, zusammengeklappt, auf denen jegliche Weisheit der Welt steht — wie man flug wird, wie man reich wird, wie man allmächtig wird über die Sterblichen —, alles sagen sie, wenn man sie befragt.“

„Was sagst du da?“ „Und er würde seine Weisheit verkaufen; billig, doch sollt ihr allein mit ihm verhandeln, beim obersten Richter in Bagdad.“

„Sattelt mein Pferd!“ schrie da der sparsame Scheich, denn Weisheit billig zu erstehen, erschien ihm die Reise wert.

„Scheich Sidi Hamud ist eben durchs Osttor geritten“, hörte Omar Hassai von der Straße her die Mühlengänger reden. Und da stand er sich in Lumpen, strich Asche in die Haaren seines Gesichtes und hängte sich einen weißen Bart um. Dann setzte er sich hin und wartete. Wüste er doch, wenn der Besuch des Scheichs galt.

„Was tut der Narr schon wieder?“ schrien die Verwandten, als sie sahen, wie Omar Hassai, gebeugt einherhumpelnd, ein müder Greis, dem Voten des Gerichts folgte, der ihn holen kam.

„Ihr seid Omar Hassai?“, fragte der Scheich. „So ist es. — O meine müden Knochen“, flüchte er. „Warum seid ihr arm?“ wunderte sich der Scheich. „Alter braucht keinen Reichtum. Reichtum ist Freude für die Jugend“, antwortete Omar.

„Fürwahr — das ist ein weises Wort“, strich sich der Richter den Bart. „Man sagte mir, ihr hättet die Weisheit der Welt. Stimmt das?“ gierte der Scheich.

„Ja, Herr — es stimmt. Auf diesen Tafeln. Es gibt nichts, was sie nicht verkünden können.“

„Rast seht!“ „Nicht so, Gebieter. Sehen ist nicht Wissen. Besitzen allein ist Wissen.“

„Welch hoher Geist in diesem kurzen Wort“, warf der Richter ein. „Ich kenne es aus meinen Tafeln“, wehrte Omar beschneidend ab.

„Was verlangst du?“, fragte der Scheich. „Nachdenklich zirkelten Omars Finger die Enden seines Bartes. Dann klappte er die Tafeln auf und verteilte sie in ihren Inhalt. „Seht, Herr“, begann er dann, „ich bin ein alter Mann. Soll ich sagen 1000 Dufaten — soll ich sagen 10 000 Dufaten? Weis ich, wie lange ich die Sonne noch sehen darf? Vielleicht heute zum letzten Male...“ Dann werden meine Verwandten streiten um mein Geld, und ihre Zwietscherei wird mich im Grabe nicht ruhen lassen. Ich schlage Euch vor — gebt mir eine Rente. Tausend Dufaten für jedes Jahr, das ich noch lebe.“ Hüchelnd legte er sich nieder.

„Der Vorschlag läßt sich hören“, meinte der Richter und zwinkerte den Scheich mit einem Auge an.

„Nun, wie lange wird er noch machen, dieser Alte, übersät Sidi Hamud. Vielleicht ein Jahr. Vielleicht nicht einmal. Und er zwinkerte seinerseits den Richter an, der ihn wohl verstand.“

„Mein Wort als Scheich, Omar Hassai — es sei, wie ihr verlangt. Der Richter ist unser Zeuge“, rief er laut. „Was aber ist, wenn Eure Tafeln nicht halten, was ihr verspricht?“

„Ich sage die Wahrheit, Herr — und der Richter mag entscheiden, ob es stimmt, was ich gesagt!“ entgegnete Omar Hassai.

„Es sei — hier habt ihr die erste Rate.“ „Und hier, o Scheich, sind die Tafeln“, antwortete Omar, als er den Goldbeutel unter seinem Gurt vorgebte.

Hastig hatte der Scheich die Tafeln an sich gerissen. Dann brüllte er auf: „Was — du Betrüger, es sind ja nur Buchstaben darauf — das Alphabet!“

„Ihr irrt — es ist alle Weisheit der Welt darin“, entgegnete ruhig der schlaue Omar. „Es gibt nichts, was man damit nicht formen könnte, jede Weisheit, jede Tücke, jedes Wort, jede Schrift.“

„Welch hoher Geist“, erzeuete sich der Richter. „Wie gut, daß ich ihm keine große Summe Geldes gab für diesen Schwindel“, meinte Sidi Hamud.

„Ihr irrt schon wieder, hoher Scheich. Velt auf den Tafeln nach: Geiz schwächt den Verstand“, rief Omar lachend, und riß sich den Bart ab. Hochaufgerichtet ging er fort.

„Und vergeht nicht die nächste Rate“, mahnte er von der Tür her.

„Sattelt ihn, er ist ein Betrüger!“ schrie der Scheich. „Nein, ihr seid es, denn ihr habt Euch selbst betrogen, weil ihr dachtet, mit diesem Alten ein solches Geschäft zu machen von kurzer Frist“, entschied der Richter. Und der Scheich mußte sich fügen, denn so wollte es das Gesetz des Kalifen.

„So besteht dieser Vertrag zu Recht?“ jammerte Sidi Hamud. „So ist es!“

Vier Jahrzehnte floß die Rente in Omar Hassais Tasche, und alle Weisheit der Welt konnte den Scheich



Zeichnung: Krusch

nicht von dieser Pflicht befreien, denn eine einzige Dummheit kann alle Weisheit zunichte machen.

„Wir sind alle Narren“, pflegte er zu sagen, „am meisten dann, wenn wir besonders schlau sein wollen...“

Die Werkstatt am Kai / Von Walter Perlich

Solange ich denken kann, gibt es dort unten am Hafen, zwischen den Lagerhäusern und Schuppen, die Kuppel des Meisters Balje. Lustige Hammerschläge klingen im Sommer aus der offenen Tür der Werkstatt in den Lärm des Hafens, betriebslos und verschwunden in der Melodie der Fabriksirenen, der Nebelhörner, der schweren Rollwagen mit ihren hochgetriebenen Rädern, der vom Güterbahnhof auf einem Nebengleis heran dampfenden Eisenbahn und dem metallischen Rumoren der Schiffswerften. Am Kai ragt meistens der dunkle Rumpf eines Frachtdampfers empor, und es ist ein Festtag, wenn eines der immer fetter werdenden Segelschiffe dort liegt, um Ladungen aufzunehmen. Die Matrosen lehnen oben an der Reling, lauen ihren Bier, schmökern aus kurzen Büchern und ruhen den neugierigen Mädeln, die am Sonnabendnachmittag vorüberflankieren, derbe Scherzworte zu. Im Winter brummt in der Kuppel gemächlich der Ofen, und es riecht wunderbar fäuerlich nach jenem feuchten Holz, aus dem Meister und Gesellen die Häuser aneinanderfügen.

Es hat lange gedauert, bis ich Meister Baljes Geschichte erfahren habe — es ist die Geschichte eines stillen und treuen Menschen, der nichts mehr liebt als seine Arbeit und seine Werkstatt, und darum wert, erzählt zu werden. Und es ist die Geschichte vieler träumerischer und etwas melancholischer Sonnabendnachmittage mit jener seltsam, fast fieslich anmutenden Stille des Hafens vor dem Festtag der Ausflügler und vor dem Beginn vieler Lust in den Anseilen. Mandes Mal sitzt an Bord eines der am Kai verankerten Schiffe ein Matrose mit einer Mundharmonika, einen albern-süßen Schlager spielend, der zur Kuppel traurig hinüberzuschallt. Anfangs war es Meister Balje allein, der auf der Bank vor der Werkstatt saß, seine Arbeitsschürze noch vor dem Altarstock. Holztaub und -späne haften wohl noch in seinem grau werdenden Bart und Haar. Später kam Elisabeth dazu.

Elisabeth ist das schönste Mädchen des Hafenviertels. Die Matrosen sind verrückt nach ihr, und auch die jungen Leute aus den Kontoren anden sich die Augen nach ihr aus. Aber Elisabeth ist sehr ernst geworden, seit der Bruder davonging. Wohin? Ja, das eben weiß man nicht, und Meister Balje denkt wohl viel darüber nach!

Ernst Balje war der jüngste Sohn. Die beiden älteren, des Meisters tüchtigste Gesellen, hat damals der Krieg ihm genommen. Ernst war noch ein Kind, ein seltsames Kind, dem es nicht gut tat, außer den Brüdern auch noch die Mutter zu verlieren. So war er neben seiner geschäftigen Schwester keinen Träumereien überlassen. Bücher waren seine Leidenschaft, Bücher mit toller Abenteuer, von Velteroberern und Forschungsreisenden. Und oft schon in seiner Kinderzeit war er stundenlang nicht zu finden, und wenn er viel zu spät abends heimkehrte, erzählte er von den herrlichen Taten an Bord eines Schiffes.

„Jetzt ist es so weit, Vater!“ erzählte er einmal. „Nun werden die ganz großen Schiffe schon elektrisch gesteuert. Der kleinste Schiffsjunge kann das Ruder halten...“

Aber Meister Balje wollte davon nichts wissen. Am Tage nach der Schulentlassung brachte er den Jungen in die Werkstatt, band ihm die Lehrlingschürze vor und gab ihm dem ältesten Gesellen.

„Sei ihm, wie man ein guter Küper wird!“ Diesen Tag versuchte Ernst sein Heil mit Handfeilen und Hammer, und es ist nie herausgekommen, wie er es fertig brachte, in der unbeaufsichtigten Werkstunde zwischen dem Aufräumen der Werkstatt und dem Heimweg zu verschwinden. Fort war und blieb er lebenslang... .

„Sagte ich nicht, daß alle Männer am Hafen sich die Häse austreten und der schönen Lisa lustig ins Auge blinzeln? Dennoch wagte keiner, sich an sie heranzumachen — nur mit einem jungen Seeoffizier hat sie manches nette Gespräch geführt. Er ist immer ein wohlgezogener Mensch ihr gegenüber geblieben und hat ganz in der Stille eine beständige Zuneigung genährt. Auf einer großen Fahrt konnte sein Schiff einem bedrängten anderen zu Hilfe eilen und Mannschaft und Passagiere retten. Der Offizier hat sich ausgezeichnet und wird zum Kapitän befördert. Stolz und Glüd lenken seinen Schritt gleich nach der Heimkehr in Meister Baljes Werkstatt. Er will dem Alten die Hand schütteln, er will Elisabeth fragen, ob sie nun seine, des frischgebackenen Kapitäns, Frau werden will...“

Kaum hat er die ersten Worte gesprochen, als Balje umfällt — glatt wie ein Stück Holz schlägt der Handwerker zu Boden. Der Kapitän kann nur noch zu einem Arzt eilen. Balje muß ins Krankenhaus geschafft werden. Er hat einen schweren Schlaganfall erlitten.

Lisa gibt dem jungen Kapitän keine Antwort, er kann seine Frage überhaupt nicht mehr an sie selber richten, denn sie ist nun etwas, womit niemand bisher gerechnet hat: ihres Vaters Arbeitsschürze bindet sie um ihren schlanken Leib und steckt sich mitten unter die Gesellen.

„Leute!“ sagte sie. „Ihr kennt den Vater. Seine ganze Liebe gehört diesem Arbeitsplatz. Er liegt schwer daneben, es bleibt zu bezweifeln, ob er je wieder den Hammer führen wird. Mein Bruder ist davongegangen. Es hilft nichts — ihr müßt der Tochter des Meisters beibringen, wie man den Hammer führt, wie man Bandelisen spannt. Ich muß mein Gefallenstück ablegen, da kein Sohn an die Stelle des Meisters treten kann!“

Lisas Arme werden hart. Sie geht im Arbeitsraum der Werkstatt umher wie ein Mann — nur, und das ist wohl das Seltsamste, — sie wird noch um vieles schöner. Wenn die Sonne durch die verstaubten Scheiben das Holz überstrahlt, dann umgibt sie ihr reiches Haar mit einer Krone aus Licht. Dann lächeln wohl die Gesellen, und mancher träumt über der Rundung eines Halses von einer schönen Zukunft, doch sie schaffen alle noch mehr als zu des Meisters Zeiten.

Monate vergehen, dann kann Balje mühsam seine Glieder bewegen. Als er den ersten Morgen an Lisas Arm die Werkstatt betritt, sehen seine alten Augen ein ganz neues Bild: die Fenster funkeln klar wie Kristall im Licht des Tages. Die roten Wände sind verschwunden unter schönen Farben, und eine Sauberkeit und Ordnung ist eingezogen, wie Balje selbst sie früher nicht gekannt hat. „Ja, sogar zwei Gesellen mehr schaffen an den Arbeitsplätzen, denn Lisa hat es verstanden, noch viele neue Aufträge zu bekommen.“

Balje, der ewig Kaskade, bringt es fertig, still in einer Ecke zu sitzen und den Betrieb zu überblicken. Er läßt sich hin und wieder von der Meisterknechtin eine Holzprobe vorlegen, er freut sich ihrer starken und richtigen Bewegungen, er lächelt leicht und beglückt, wie seit Jahren nicht, und am Sonnabendnachmittag sitzen sie nebeneinander auf der Bank vor der Kuppel, der halblahme Meister und seine Tochter. Ihre Arbeitsschürze ist beschmutzt, und in ihrem Haar schimmert der Holstaub des Werktages.

An einem dieser Sonnabende sehen Vater und Tochter über die Gangway eines großen, am Kai liegenden Schiffes den jungen Kapitän winken. Dann kommt er schnell herunter, und neben ihm geht ein breitschultriger Mensch mit dem schweren Schritt eines Handwerkers.

Lisa hebt ungläubig die Augen, und Balje starrt den beiden entgegen. Der Kapitän reicht dem Alten die Hand.

„Ich wollte Ihnen nur Ihren Sohn wiederverbringen, Meister!“ sagt er frohgemut. „Wir sind uns in Rotterdam begegnet, und da habe ich ihm erzählt, daß er hier nützlich sein kann, als in der Werkstatt eines anderen! Mag er dort auch Meister über alle gewesen sein!“

„In der Werkstatt?“ Balje versucht, sich zu erheben, und stützt sich mit den Händen auf die Miesenschultern des Jungen.

„Ja, Vater, als es mit der Seefahrt nicht mehr so ging, wie ich es mir wohl gedacht hatte, wollte ich nicht als Gestrandeter zurückkehren. Ich holte in Rotterdam meine Lehrgelt in einer Kuppel nach und fand soviel Gefallen am Handwerk, daß ich des Meisters rechte Hand wurde und seine Tochter zur Frau haben sollte. Kapitän Matthes aber meinte, erst müßte ich hier nach dem Rechten sehen!“

„Du kommst noch gerade früh genug!“ sagt Lisa mit ihrer dunklen Stimme. Sie drückt ihm mit männlicher Kraft die Hand. Dann bindet sie die Arbeitsschürze ab, sie wirft den Kopf zurück, daß Späne und Holstaub aus dem Haar fliegen. „Hier, diese Schürze magst du künftig tragen. Bis heute stand ich an deinem Platz. Und willst du die Holländerin zur Frau nehmen, so hast du eben zwei Werkstätten. Das kann nicht schaden.“ Worin liegt sie ihre Arme um Matthes' Hals: „Und ich werde Kapitänsfrau!“ Vom Schiff her klingt eine Mundharmonika... .

Die Flucht in die Welt

Eine alltägliche Begebenheit von Walter Perlich

Die verdammte Liebe! Sie hatte ihn an das Land gefesselt. Als jeder ihm sagte es sei nutzlos, auf das Seemannspatent überhaupt erst zu studieren, als er sein Seemannsbuch erbielt und abgeheuert wurde, hatte er sich nur noch um Landstellungen beworben.

In dieser bösen Zeit hatte ihn eines gehalten, zu warten und weiter zu hoffen: Waren Dreien Zeit drei Jahren waren sie Verlobte und diese Jahre hatten sich für sie beide so böse entwickelt. Erst war ihr Vater gestorben, dann erkrankte die Mutter. Das kleine Vermögen des Vaters war, so unvorsichtig angelegt, daß sie bald kaum noch zu leben hatten.

Nachdem sich Friedrich Hamm den schmalen Weg am Elbufer zwischen Neumühlen und Develgönne auf und ab vom Hafen her, der schon ganz im Dunst des Abends unterging und nur noch von hellen und farbigen Lichtern angeleuchtet wurde, kam mit dem schweren Rumoren der Maschine ein gewaltiger Passagierdampfer mit der Ebbe elbbwärts.

„Nein!“ sagte Friedrich Hamm entschlossen. „Nein. Das soll ein Seemann anheuern und tatenlos zu Hause bleiben? Waren wird es nicht begreifen können — aber ich muß heraus. Ich verrotte ja, wenn ich hierbleibe.“

Wirklich trat Friedrich Hamm insgeheim seine Vorbereitungen. In einem abendlichen Gespräch wurde alles verabredet — wie er heimlich um Mitternacht an Bord kommen sollte, wo es das richtige Versteck gäbe und wie es möglich gemacht werden könne, ihn unbemerkt vom Kapitän bis nach Batavia durchzubringen.

Nun blieb nur noch der Abschied von Waren. Es wäre unnötig wollte man behaupten, Friedrich Hamm hätte sich auf dem Wege nach Develgönne sonderlich beeilt.

Und nun kommt alle herein. Wir wollen einmal die schlechte Luft zwischen zwei Brüdern reinigen.

Was vor diesem für Friedrich Hamm so ungemütlichen Abend geschahen war, fällt ins Gebiet der alltäglichen Begebenheiten. Am Develgönner Weg hatte Waren eine Schulfreundin in Begleitung eines Ehepaares getroffen, das ihr als Herr und Frau Hamm vorgestellt wurde. Ihre Frage, ob ihre beiden Bekannten etwa mit ihrem Verlobten verheiratet seien, berührte zunächst peinlich, wurde aber bei Herrn Hamm flüchtig hinweg, er sei vor einem Monat aus Amerika endgültig zurückgekehrt, weil er lieber sein bißchen Geld in der Heimat arbeiten lassen wollte. Als Waren ihm die Lage seines Bruders schilderte, wurde sie eingeladen, das Ehepaar zu besuchen, um gemeinsam zu besprechen, wie man dem empfindlichen Fritz helfen und zugleich den Familienzwist bereinigen könne.

Die Brüder reichten sich nochmals die Hand. „Ich bin in deiner Schuld, Fritz. Mir mußte erst allerhand Wind um die Ohren wehen, ehe ich begreife, daß ich damals ziemlich lumpig an dir gehandelt habe, als wir in den südamerikanischen Auslands gerieten und ich mit deinem er-

sparten Geld auszieh und dich hilflos zurückließ. Mit deinem Geld bin ich hochgekommen. Hier, die Zeitung melde, daß ich schon begonnen habe, auflegende Schiffe zu kaufen und umzubauen. Laß uns die neue, nicht große Meeresflotte, die durch meine früheren Geschäfte gute Verbindungen in USA hat, Brüder Hamm nennen.“

„Ich nehme keine Geschenke an“, sagte Friedrich Hamm bißig.

Frau Hamm legte ihre gepflegte Hand auf seine. „Mein Mann hat sein Vermögen nur mit Ihrem Geld erworben. Sie, nicht wir, sind großzügig, wenn Sie seine Lichtheit im Erwerb als halben Anteil anerkennen.“

Waren's Augen strahlten wunderbar als sie, und nach Mitternacht als man freundlich ein paar Gläser geleert hatte, sagte Fritz Hamm verironen:

„Nun schwimme er schon, mein Probiert, meine ich, auf dem Seeländer, mit dem ich als blinder Passagier nach Batavia ausbrühen wollte. Es ist ein bißchen traurig, so ganz auf das Abenteuer der privaten Weltüberquerung zu verzichten. Aber ihr habt wohl recht — jetzt mit fast vierzig Jahren, wird es Zeit, daß ich in einen anderen Hafen einlaufe.“

„Du meinst“, lächelte seine Schwägerin, „in den der Ehe? Allerdings? Und ich glaube, mit deiner Waren wirst du immer im richtigen Kurs bleiben.“

Friedrich Hamm hatte wahrhaftig ein bißchen feuchte Augen, was ein Seemann doch nicht haben soll. „Sucht mich man nicht so verduht an“, sagte er mit freudigem Horn über sich selbst. „Mein alter Bootsmannsmaat von der „Wiesbaden“ hat schon immer gesagt, wo die Liebe hinfällt, wächst kein Gras mehr. Das ist nun mal so...“

Bomarus opfert sich der Kunst

Humoreske von Christoph Walter Dren

Der erste Liebhaber Waldemar Bomarus sah seinem verehrten Direktor gegenüber und sprach zum ersten Male nicht von unvorhergesehenen Ausgaben — er sprach überhaupt nicht von Geld und Vorwurf. Der Direktor hörte maßlos erstaunt zu.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, aber es ist eine komplette Verdrücktheit“, rief der Direktor.

„Es ist ein wohlwogener, reichlich geprüfter Entschluß“, erwiderte Herr Bomarus würdig.

„Eine Schulle ist es, eine ganz blödsinnige Schulle! Sie, der Sie doch mit Leib und Seele Schauspieler sind —“

„Waren!“

„Ach was! Sie wollen Ihren herrlichen Beruf aufgeben? Es ist —“

„Bittel!“ schnitt Bomarus seinem Direktor das Wort ab. „Ich weiß, was ich will. Und Sie haben wohl die Güte, mich aus meinem Kontrakt zu entlassen.“

„Nein, dreimal nein!“ Der Direktor war aufgesprungen und lief zornig auf und ab.

„Dann muß ich kontrapunktisch werden.“

„Sie kennen die Folgen!“

„Ich fürchte sie nicht.“

„Bomarus!“ Der kleine, korpulente Bühnenleiter nahm die Haltung eines Schlangebeschwörers an und legte in seine Stimme so viel einschmeichelnden Wohlklang, als ihm nur zur Verfügung stand. „Seien Sie doch vernünftig! Jeder Mensch, und Künstler besonders, hat gelegentlich mit solchen Stimmungen zu kämpfen. Das muß man sich abkühlen. Und wenn Sie glauben, daß Ihnen ein kurzer Urlaub das innere Gleichgewicht zurückgeben wird, bewillige ich Ihnen gern einige Wochen.“

Bomarus' Mienen erhellten sich nicht.

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit“, sagte er, „aber es handelt sich bei mir um keine krankhafte Abwandlung. Was in mir ist, ist langsam geworden und gewachsen — die Gleichgültigkeit, die Abneigung gegen das Theater und jetzt der Abscheu. Das ist ein tiefes inneres Erlebnis, eine Wandlung, deren treibende Kräfte ich selbst nicht kenne, die ich still geschehen lassen muß. Und darum bitte ich Sie nochmals um meine Entlassung.“

„Unter keinen Umständen bekommen Sie die!“

„Dann empfehle ich mich.“ Der Schauspieler verbeugte sich.

„Lieber Bomarus, sprechen Sie mal mit dem Doktor —“

Bomarus erwiderte auf diese späte Bemerkung nichts, sondern entfernte sich mit gemessenen Schritten.

Kaum war der Direktor wieder allein, so griff er zum Tischtelefon und bettel den Regisseur zu sich. Und als der im Dienste Italiens ergrauten Bühnenwart erschien, teilte er ihm den Inhalt der Unterredung mit. „Was machen wir da?“ fragte er forschend. „Ich bin überzeugt, daß wir den verführten Menschen nicht mehr halten können, daß er uns davonlaufen wird.“

Der Regisseur gab die orakelhafte Antwort:

„Wenn nur Fräulein Klingler's Vater am Leben bliebe!“

„Was hat denn der mit dem Zustand unseres Bomarus zu schaffen?“

„Oh, sehr viel. Er ist, wie ich vermute, an allem schuld. Auch daran, daß ebenso wie Bomarus Fräulein Klingler theatertüchtig geworden ist.“

Der Gedanke, daß seine jugendliche Heroine gleichfalls fahnenflüchtig werden könnte, brachte den Direktor ganz aus der Fassung.

„Ist denn mein Theater ein Tollhaus geworden?“

„Wetterte er. Aber der Vater! Was ist mit dem Vater?“

„Das ist ein Tatterteufel, mit dem es jeden Tag zu Ende sein kann. Und er würde ein schönes Gut hinterlassen und das würde unserem Fräulein Klingler zuteil werden. Diese Last wird ihr Herr Bomarus, der dem Fräulein Klingler schon immer sehr gewogen war, tragen helfen.“

„Und zu mir rede er in den höchsten Tönen von einem inneren Erlebnis und von einer Wandlung, gegen die er machtlos sei!“ entrüstete sich der Direktor. „Aber wir werden nie wieder eine Dame engagieren, die ein Gut erbt!“

„Die sind ja auch so selten“, entgegnete der Regisseur.

Es waren aber nur wenige Tage verflossen, da mußte er dem Direktor melden, daß der alte Herr sich zu seinen Vätern verläßt habe.

„Nun werden uns die beiden verlassen, der Bomarus und die Klingler!“ stöhnte der Direktor.

„Nein, wir werden sie beide behalten.“

„Wie das?“

Der Regisseur schmunzelte.

„Der Vater hat aus dem Gut eine Stiftung gemacht, weil er mit dem Theaterleben nicht einverstanden war! Nun denken die beiden nicht mehr daran, kontraktbrüchig zu werden.“

Der Direktor tat einen Atemzug, als fiele ihm ein Stein vom Herzen.

„Bestellen Sie Bomarus, daß ich ihn sprechen möchte.“

Der Schauspieler ließ nicht lange auf sich warten.

„Ich habe es mir überlegt, lieber Bomarus“, redete ihn der Direktor an, „und ich bin anderen Sinnes geworden. Es wäre unrecht von mir, wenn ich Ihrem Wunsch nicht nachkäme. Es ist mir ja sehr schmerzhaft, daß aus Ihrer Liebe zur Kunst Haß und Widerwille werden konnte, aber man muß sich den Tatsachen fügen. Sie sind frei!“

„Aber Herr Direktor! Diese Großmut!“ Herr Bomarus' Stimme zitterte vor Rührung. „Nein, das kann ich nicht annehmen! Das darf ich nicht! Ich habe auch schon überlegt — ob es zu billigen sei, daß ich mich von Ihnen löse, der Sie mir so viele Beweise Ihres Wohlwollens gegeben haben. Nein, ich wäre ja der schwärzeste Lufant in Person, wenn ich darauf eine andere Antwort hätte als die: Ich bleibe!“

„Oh, Sie sollen sich nicht unglücklich fühlen!“

„Klagen Sie doch nicht nach mir! Lassen Sie uns kein Wort mehr darüber verlieren, Herr Direktor.“

„Aber wie wollen Sie mit dem Abscheu in der Brust —“

„Ich werde ihn mannhaft bekämpfen. Und Sie wollten mir ja auch einen mehrwöchigen Urlaub bewilligen.“

„Das laß doch anders —“

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an. Ferner appelliere ich wohl nicht vergeblich an Ihre Hochherzigkeit, wenn ich Sie bitte, mir einen bescheidenen Vorschuß zu gewähren.“

„Aber —“

„Herr Direktor, ich beabsichtige zu heiraten. Dazu brauche ich das Geld. Fräulein Klingler, meine Braut.“

„Fräulein Klingler wollen Sie heiraten?“ Der Direktor hätte beinahe hinzugefiel: „Auch jetzt noch?“ Er befaß sich aber und sagte mit aufrichtiger Anerkennung: „Sie sind doch ein Idealist Bomarus! Das Geld bekommen Sie zur Hochzeit und den Urlaub bewillige ich Ihnen zur Hochzeitsreise.“

Juanita, die Stierkämpferin.

Kommt einem ein Bild von Senorita Juanita Cruz vor die Augen, und das passiert einem bei der Lektüre spanischer Zeitungen nicht selten, so ist man fest davon überzeugt, daß Juanita mit dem schmalen Gesichtchen und den großen verträumten Augen das sanfteste und schüchternste Mädchen der Welt ist. Der Augenschein trügt aber leider. Wenn man den Text dazu, so erfährt man, daß Juanita stolze Rekordinhaberin geworden ist: Meisterin der weiblichen Stierkämpferin Spaniens. Am vorigen Jahr hat sie nicht weniger als 53 Stierkämpfe erfolgreich bestanden und damit die Kleinigkeit von rund 120.000 Mark verdient. Ganz Spanien ist natürlich stolz auf seine Juanita und überläßt dabei großzügig, daß — der Stierkampf für Frauen gesetzlich verboten ist.

Fieberrekorde.

42 Grad Celsius gelten im allgemeinen als die höchste Temperatur, die ein Mensch aushalten kann, ohne sein Herz tödlich zu überanstrengen. Immerhin gibt es auch hier Ausnahmen. Während der letzten Grippe hatte ein Arzt in Spanien bei keiner Patientin 45 Grad fest, glaubte zu irren und bat einen Kollegen mit einem anderen Thermometer hinzu — aber beide fanden zu ihrem Erstaunen die Tatsache bestätigt, daß hier ein Rekord des Fiebers aufgestellt war. Die Frau genas und erlangte ihre volle Gesundheit wieder. Immerhin — ein Fieberrekord ist auch das nicht, sondern die Wissenschaft kennt einen Fall, in dem 46 Grad einwandfrei festgestellt wurden.



Er drückte sich neben einen Baum — zweifellos hatte er seine Verlobte eilig.

Friedrich blieb stehen. Er stützte seine Arme auf das eiserne Geländer am Develgönner Weg, starrte auf die grünen und roten Wälder der Schiffe und in die schwarzer werdende Bette und laun nach.

Er wandte sich erschrocken um — sein feines Gehör hatte einen bekannten Schritt vernommen. Im Halbdunkel leuchtete der blaue Mantel Waren's — was tat sie um diese Zeit? Er drückte sich neben einen Baum — zweifellos hatte seine Verlobte es eilig. Sollte...? Er konnte den Gedanken nicht ertragen, und gegen seinen Willen formten seine Lippen ihren Namen: „Waren?“

„Du, Fritz? Du wolltest heute doch gar nicht kommen?“

„Aha“, sagte er wegwerfend. „Es ist dir also nicht recht...“

„Sie schlug die wunderbar großen Augen zu ihm auf.“

„Ich will ehrlich sein nein — es kommt mir unangelegen.“

„Fritz, du wirst schon erfahren, warum ich heute ausgehen wollte.“

„Es sollte eine Überredung für dich werden.“

„Habe ja keine Abnung, wie die Überredung aussehen könnte. Du wirst dich wohl zu ihm kommen. Ich habe heute noch nach Batavia Wille, verlaßte nicht.“

„Brauchte er auf als er das Entgehen in ihrer Miene sah, mich umzustimmen.“

„Es muß eben Schluss sein zwischen uns, Waren.“

„Sieh es doch ein — es ist zu deinem Glück und auch zu meinem notwendig.“

Waren mußte sich am Eisengeländer stützen.

„Du, willst von mir fort?“

„Er nahm ihren Kopf und zog sie an sich.“

„Ich will — nein, ich muß! Ich kann dich auch da drüben in den Tropen nie vergessen, Wädel, nie! Wenn selbst alles gut geht, dauert es wieder Jahre, bis ich dort richtig Fuß gefaßt, eine Existenz aufgebaut habe. Wenn du dann noch nicht anders entschieden hast, kommst du nach. Aber vergiß mich lieber, denn ich kann auch Weg haben.“

„Nicht, weil du meiner überdrüssig bist?“

„Nur, weil es nur darum?“

„Nicht, weil du meiner überdrüssig bist?“

„Waren, kleines herrliches Wesen — deiner überdrüssig!“

Wenn du wüßtest wie ich mit mir gekämpft habe...“

„Wenn das die Wahrheit ist...“ flüsterte sie.

„Es ist kein bißchen anders — und ich könnte mich ohrfelgen, daß ich dich überhaupt noch einmal habe leben wollen, denn nun weiß ich nicht mehr, ob ich's fertigbringe, fortzugehen.“

„Sie nahm seinen Arm und wurde plötzlich sehr entschlossen.“

„Du kannst tun, was du willst. Nur einen kleinen Weg machst du mit mir machen und mich nichts fragen!“

„Dabei bleib sie und er aing neben ihr her.“

„Erst in Altona, in der Palmallee blieb sie vor einem Hause stehen, läutete und wartete, ohne ihm Auskunft zu geben, bis geöffnet wurde.“

Die Tür ging auf: ein Herr und eine Dame standen im hellen Licht.

„Hallo!“ sagte der Herr erfreut und trat Waren mit herzlichem Händedruck entgegen. „Das ist kein — Sie haben ihn gleich mitgebracht! Dort ist dir.“

„Wandte er sich in seine Frau, meinen Bruder Fritz und seine Verlobte vorstellte.“

„Na, mein Junge, wenn unser Kriegsbeil auch jetzt noch nicht begraben ist, meiner Frau darfst du wohl die Hand geben.“

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

30. Fortsetzung.

Und weil Fernanda das alles einsah, wurde ihr klar, daß kein Augenblick zu verlieren war. Sie kehrte in das Hotel zurück und hatte mit dem Portier eine Unterredung. Einen Landweg von Tripolis nach Tunis gab es nicht. Der Dampfer, derselbe mit dem Fernanda herkam, verkehrte nur dreimal im Monat. Die nächste Fahrt war erst in acht Tagen fällig. Der Postdampfer nach Sizilien fuhr dagegen schon am nächsten Tage. Die Route über Italien und Marseille dauerte allerdings auch fünf bis sechs Tage.

Fernanda entschloß sich, diesen Weg zu wählen. Sie hatte bis zur Abfahrt des italienischen Postdampfers noch vierundzwanzig Stunden Zeit; sie wollte sie nicht müßig verbringen.

Sie hatte drei Aufgaben: nach dem Haus zu forschen, in dem man sie gefangenhielt. Vielleicht gelang es ihr, von den Bewohnern über die eigentlichen Drahtzieher etwas zu erfahren. Dann wollte sie nach dem Motorboot suchen, das der Mann mit der Brille benutzte. Und schließlich beabsichtigte sie, nach dem geheimnisvollen Salvatini Umschau zu halten. Nach einiger Überlegung gab sie diesen Plan auf. Es bestand kaum ein Zweifel, daß der Absender der Depesche einen falschen Namen benutzte.

Die Vorsicht gebot Fernanda, ihre Suche nach dem Haus im Eingeborenenviertel nicht allein zu unternehmen. Sie ängstigte sich nicht, aber wenn ihr etwas zustieß, war die Geige für immer verloren. An die Polizei wollte sie sich nicht wenden. Der Amtsschimmel bewegte sich zu langsam, und sie mußte am nächsten Tag unbedingt ihre Reise antreten. Plötzlich kam ihr eine Idee. Sie wollte sich ihre Verbündeten beim Militär holen.

Auf der Terrasse des „Café Tripoli“ saßen im Schatten eines großen Zeltes Beamte und Offiziere der italienischen Kolonialtruppen.

Eine Viertelstunde später hatte Fernanda die Bekanntschaft zweier junger Offiziere gemacht. Es geschah nicht ganz ohne ihr Zutun. Leutnant Cerboni und Kapitän Graf Varini waren jedenfalls stolz auf ihre neue Bekanntschaft. Als Fernanda den Wunsch, das Araberviertel zu besichtigen, verkündete, beizogen sich die beiden Offiziere, ihre Dienste anzubieten.

Fernanda und die beiden Offiziere durchschritten die engen schattigen Gassen der Bazar. Es roch hier nach Gewürzen, nach Datteln und geschnittenem Eisenblech. Die Eingeborenen händelten in ihren winzigen Läden mit dem angeborenen Phlegma des Orientalen. Fernanda und ihre Begleiter blieben einen Augenblick vor der kleinen Werkstatt eines Eisenblechhändlers stehen; Fernanda schaute seinem Walzen interessiert zu.

Sie setzten ihren Weg durch die schmalen Gänge und Gassen der Araberstadt fort. Fernanda kam schnell zur Einsicht, daß die Möglichkeit, das gesuchte Haus zu entdecken, gering war. All diese fensterlosen Gebäude — die, wie im Osten üblich, ihre Fassade nach außen wandten — glichen sich wie ein Ameisenbau dem andern.

„Es ist hier nicht viel zu sehen“, sagte der junge Leutnant. „Verwitterte Mauern und ein Haufen Gerümpel.“ Er schloß seinen Satz mit einer wegwerfenden Bewegung.

„Ja, Sie haben recht“, meinte Fernanda, „der Weg lohnt sich nicht.“

„Weichen Sie noch lange in Tripolis?“ erkundigte sich Graf Varini.

„Nur bis zur Abfahrt des nächsten Postdampfers“, erwiderte sie.

„Ich beneide Sie!“ rief der Kapitän.

Und der Leutnant seufzte: „Seit einem Jahr war ich nicht in Rom!“

„Ja, wir haben es hier in Libyen nicht gerade kurzweilig“, meinte mit einiger Resignation der Graf.

„Trösten Sie sich, ich durchquere bloß Ihre Heimat, um nach Nordafrika zurückzukehren. Ich will nach Tunis.“

Die beiden Männer blickten sie überrascht an.

„Ja... aber warum wählen Sie dann den viel längeren und kostspieligeren Weg?“ fragte der Leutnant.

„Weil der nächste Dampfer nach Tunis erst in acht Tagen fährt und ich es eilig habe. Sehr eilig sogar.“

„Ist die Sache so wichtig, die Sie nach Tunis führt?“ erkundigte sich der Kapitän.

„Außerordentlich!“ erwiderte ernst Fernanda.

Graf Varini, ganz gegen die Gewohnheit eines gut erzogenen Mannes, sprach schnell und leise ein paar italienische Worte zu seinem Kameraden. Sie hatten sich fröhlich unterhalten, und der Offizier wußte nicht, daß Fernanda seine Worte an den Leutnant verstand.

Sie drehte sich zum Kapitän und blickte ihm offen in das Gesicht.

„Sie halten mich für eine... Spionin?“

„Für verdächtig!“ Klang es hart.

„Sie befinden sich in einem Irrtum, Herr Kapitän“, antwortete ohne Empörung Fernanda. „Ich bin Detektivin und suche nach einem sehr kostbaren... Instrument. — Hier sind meine Ausweise. Sie können sie natürlich für gefälscht halten und mich verhaften lassen. Man wird mich nach einigen Tagen wieder freilassen, aber inzwischen werden die anderen, die ebenfalls hinter dem Instrument her sind, sich seiner bemächtigen... und meine ganze bisherige Arbeit wird verlorengehen.“

Graf Varini beobachtete Fernanda, während sie sprach, aufmerksam. Er war ein kluger Mann, der sich auf seine Menschenkenntnis verließ. Auch sagte ihm jetzt ein Gefühl, daß sein Verdacht unberechtigt war.

„Entschuldigen Sie, Signorina“, sprach er in einem viel milderen Tone. „Wir Italiener befinden uns erst seit wenigen Jahrzehnten in Tripolis; wir haben noch gegen so manche Widerwärtigkeiten zu kämpfen... Mit einem Worte, Sie waren uns vom ersten Augenblick an etwas verdächtig. Nach Tripolis kommen nicht allzuviel Touristen. Eine Frau wie Sie mußte auffallen. Ihr Paß war nicht ganz in Ordnung — was nicht unbedingt gegen Sie spricht, denn ein richtiger Spion würde bestimmt alle Stempel und Erlaubnisse besitzen —, und dann verschwanden Sie gleich nach Ihrer Ankunft auf Tage. Nach Ihrer Wiederkehr verweigerten Sie dem Hotelpersonal jede Auskunft über Ihren Verbleib. Sie wundern sich vielleicht, daß mir dies alles bekannt ist?“ Kapitän Graf Varini lächelte. „Nun, ich erfahre so manches. Denn ich bin hier der Leiter des... Aber darüber wollen wir nicht sprechen. Jedenfalls, es war nicht ganz Zufall, daß Sie des Leutnants und meine Bekanntschaft machten.“

Fernanda hatte schweigend dem Offizier zugehört. Jetzt sagte sie:

„Es freut mich jedenfalls, daß Sie mich nicht mehr verdächtigen. Oder ist ein Funken von Mißtrauen doch zurückgeblieben? Es wäre nur allzu verständlich.“ Sie lächelte matt.

„Nein. Ich traue Ihnen vollkommen“, beteuerte der Kapitän. „Und ich will es Ihnen auch gleich beweisen. Wollen Sie in... sagen wir zwei Stunden in Süd-tunis sein?“

Fernanda blickte den Kapitän betroffen an. Scherzte er mit ihr?

„Aber das ist doch vollkommen unmöglich. Selbst wenn der Dampfer jetzt gleich abfahren würde, brauchte er zumindest anderthalb Tage, um nach Süd-tunis zu gelangen!“

Der Kapitän lachte. „Ja, ein Dampfer schon. Aber nicht ein Flugzeug!“

„Sie wollen mich in einem Flugzeug nach Tunis bringen?“

Graf Varini nickte. „Es soll Sie für den unberechtigten Verdacht sozusagen entschädigen.“

Fernanda wollte ihr unwahrscheinliches Glück noch immer nicht glauben.

„Ja, können Sie denn das? Ich nehme doch an, daß es sich um ein Militärflugzeug handelt.“

„Selbstverständlich. Privatflugzeuge gibt es hier keine. Aber das lassen Sie nur meine Sache sein. Wenn ich es für notwendig erachte, geben mir meine Vorgesetzten ohne weiteres die Erlaubnis für den Flug.“ Der Kapitän blickte auf seine Armbanduhr. „Es ist jetzt drei Uhr. Seien Sie, bitte, in einer halben Stunde bereit.“

Fünfundzwanzig Minuten später stand Fernanda in der Halle des Hotels. Die Graf Varini ihr empfahlen hatte, nahm sie nur einen kleinen Koffer mit den dringlichsten Sachen mit. Ihr übriges Gepäck sollte mit dem Schiff folgen.

Der durch das Trinkgeld überhöfliche Portier dienerie.

„Ich brauche noch eine Marke für einen Brief nach Deutschland“, sagte Fernanda. Sie hatte für Direktor Holmes-Emigula in aller Eile einen summarischen Bericht verfaßt.

Als der Portier ihr das Verlangte reichte, konnte sich Fernanda eines kleinen Aufschreis kaum enthalten. Die hübsche Briefmarke erinnerte sie an eine ganz ähnliche Marke, die sie vor noch nicht zwei Wochen auf einem Brief gesehen hatte. Sie hatte jetzt den Beweis, daß das Schreiben, das Barwid in Tunis aus der Tasche fiel, tatsächlich aus Tripolis kam.

Während der kurzen Fahrt erinnerte sich Fernanda an ihr Vorhaben, nach dem Motorboot des Mannes mit der Brille zu forschen. Daraus wurde eben nichts. Sie wandte sich an ihren Begleiter:

„Wissen Sie vielleicht von einer Gruppe von drei Männern und einer Frau, die sich in den letzten Tagen in Tripolis aufhielt?“

Der Kapitän verneinte überrascht.

„Auch nicht von einem Deutschen, der eine Brille trägt?“ forschte Fernanda.

Der Offizier schüttelte abermals den Kopf. Fernanda gelangte zur Überzeugung, daß die Nachrichtenquellen ihres Begleiters doch nicht so vollkommen funktionierten, wie sie dies zuerst annahm. Gleichzeitig empfand sie eine gewisse Beschämung, daß man gerade auf sie, die Detektivin, sofort aufmerksam wurde, während ihre Feinde es verstanden, unbeobachtet und ungelesen zu bleiben. Sie hatte allerdings auch nicht versucht — im Gegensatz zu den anderen — ihr Inlognito zu wahren.

Das Auto war auf dem kleinen Flugplatz angelangt. Ein Soldat beschäftigte sich an einem großen Eindecker. Wohlgefällig betrachtete Fernanda den mächtigen weißen Maschinenvogel.

„In einer Stunde können wir in Gabels sein“, meinte der Kapitän. Er schlug auf den Flügel der Maschine wie man den Hals eines Pferdes beschnipft.

Jetzt brachten einige Soldaten Körbe und verstaute sie im Flugzeug. Überrascht sah Fernanda, daß sie Kartoffeln enthielten.

Der Kapitän gab gleich die Erklärung. „Auf der Rückfahrt werde ich unsere Grenzposten in der Wüste besuchen. Nach den ewigen Konserven sind frische Kartoffeln eine große Delikatesse für sie. Es geschieht nicht jeden Tag, daß sie sie per Flugzeug erhalten. Das wäre doch zu kostspielig; die Maschine verbraucht einhundertzwanzig Liter Brennstoff in der Stunde.“

Ein Soldat kam mit einem großen schwarzen Holzkreuz, das ebenfalls im Innern der Maschine verschwand. Noch ehe Fernanda ihrer Überraschung Ausdruck verlieh, sagte Graf Varini mit ehrlicher Trauer:

„Ein Unteroffizier der Besatzung des Forts ist dieser Tage bei einem Feuergefecht mit eingeborenen Rebellen gefallen. Seine Kameraden haben ihn beerdigt und forderten von uns für das Grab ein Kreuz. In der Wüste gibt es kein Holz. Außer einigem verkümmerten Gewächs nichts als Sand... und Sonne.“

Der Kapitän schwieg ernst, und Fernanda flörte ihn nicht.

Plötzlich knallen einige Schüsse. Die Detonation kam von den Varaden her, die vielleicht fünfhundert Schritte entfernt am Rande des Flugplatzes sich erhoben. Die Soldaten, einmal ihre Verblüffung überwinden, rannten in der Richtung, aus der die Schüsse kamen. Auch der Kapitän und Fernanda eilten ihnen nach.

Merkwürdigerweise konnten sie niemand entdecken. Hinter den Varaden zog sich ein dichtes Gebüsch. Der oder die Schützen mußten durch dieses verschwunden sein.

Die Soldaten durchstöberten die Büsche, ohne eine Spur zu finden. Graf Varini warf einen Blick auf seine Uhr.

„Wir müssen starten. Ich will noch vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein.“

Wenige Minuten später erhob sich die Maschine. Der Kapitän und ein Monteur saßen am Steuer des doppel-motorigen Flugzeugs. Schon nach kurzer Zeit hatten sie das Meer unter sich. Sie flogen dicht an der Küste entlang.

Sie waren vielleicht eine halbe Stunde unterwegs, als Fernanda sah, daß die beiden Piloten sich durch Zeichen lebhaft unterhielten. Jetzt gewahrte Fernanda, daß die Maschine etwas unsicher der Küste zusteuerte.

Ehe Fernanda sich richtig besah, glitt das Flugzeug tief herab. Man erkannte jetzt deutlich den unwirtlichen Sandboden der Steppe. Im nächsten Augenblick gab es einen etwas unsanften Stöß, und die Maschine setzte auf den Boden auf.

„Notlandung!“ brummte der Kapitän unwirsch. Er schnallte sich frei und verschwand sofort im hinteren Teil des Flugzeugs, wo die Kartoffeln und das übrige Gepäck verstaute lagen. Gleich danach hörten die anderen beiden einen erstickten Schrei der Überraschung. Dann erwichen der Kapitän und geriet aus dem Flugzeug einen Mann.

Jetzt fiel die Mühe vom Kopf des unerbetenen Passagiers und ein dichtes, dunkles bis zu den Schultern reichendes Haar kam zum Vorschein. Der blinde Passagier war eine Frau. Fernanda erkannte sie.

Als Oliva Blanche und ihre drei Begleiter am Hafen-tal von Tripolis plötzlich Fernanda auf sich zukommen sahen, waren sie sich sofort im Klaren, daß diese Begegnung vermieden werden mußte. Wenn die Detektivin ihnen im Augenblick auch nichts anhaben konnte, so fürchteten sie immerhin unangenehme Erörterungen mit den Behörden.

Die Kosonne von Lastautos kam ihnen zu Hilfe, um unbemerkt zu verschwinden. Doch Oliva Blanche gab sich keine Mühe nicht geschlagen. Sie und die Männer hatten schnell einen neuen Plan zur Hand. Da der Mann mit der Brille ohne die Geige den Segler verlassen hatte, sprach alles dafür, daß diese sich gar nicht auf dem Schiff befand. Natürlich mußte man sich Gewißheit verschaffen.

Die Zeit, die „Don Ubaldo“ brauchte, um an den Pier zu gelangen, genügte einem der Männer zu einer raschen Verkleidung. Die Aufgabe fiel Ostrog zu. Er schlich sich, als Seemann verkleidet, gleich hinter Fernanda auf das Schiff. Die laute Stimme des cholertischen Kapitäns erleichterte seine Aufgabe. Hinter einer Kiste verborgen, vernahm er jedes Wort, das zwischen dem Kapitän und Fernanda gewechselt wurde.

Als er die Geschichte des Matrosen Alvaros, der sich mit der Geige im Krankenhaus von Bizerte befand, hörte, verließ Ostrog eilig das Schiff. Die anderen erwarteten ihn in einer nahen Anceipe.

Oliva Blanche war für das sofortige Absenden einer Depesche an den Matrosen. Jedoch Schenk besorgte es. Er wählte als Unterschrift den Namen Salvatini.

Ostrog in seiner Matrosenluft bekam die Aufgabe, Fernanda auf ihrem weiteren Weg zu folgen. Der etwas ungeschickte Vladimir Ostrog war bestimmt kein großer Geist. Aber er verstand wie kein zweiter, jemand zu „beschatten“. Er verfolgte Fernanda, als diese das Schiff verließ und bestete sich wie ein Schatten an ihre Fersen. Er sah, wie sie im Café Tripoli die Bekanntschaft der beiden Offiziere machte und er ging den dreien auf ihrem Weg durch das Eingeborenenviertel nach.

Kaum hatten sich die Offiziere von Fernanda getrennt, da eilte schon Ostrog nach ihrer zerbröckelten, pompösen Villa.

Oliva hörte seine Meldung an, dann erklärte sie laß:

„Auch wir müssen mit dem Flugzeug mit!“

Die Männer starrten sie entsetzt an.

„Selbstverständlich können wir nicht alle mit. Aber einer von uns genügt ja auch“, fuhr Oliva fort und entfaltete ihren Plan.

(Fortsetzung folgt)

Unpolitische Chronik

Neuß, 18. August 1935

Linbur Jener Jndön!

Nein, Sie brauchen noch nicht nach Neuß zurückkehren, falls Sie nicht eben doch andere triftige Gründe haben, als etwa den, daß Sie „S e i m e h“ hätten. Schließlich haben Sie ja nun auch einige Jahre lang davon geschwärmt, daß Sie eines Tages auch wieder einmal in Urlaub oder in Ferien fahren würden, wenn Sie „wieder so weit“ wären. Sicher kann man sich an ein urlaubsloses Leben gewöhnen und ein Arbeitspensum und „Tempo“, das den Gedanken an eine noch so geringe Ausspannung überhaupt nicht aufkommen läßt; aber ob das das Ideale ist? — Ganz sicher nicht. Wir brauchen uns hier nicht über den Segen des Reisens oder über die Freude der Ferien zu unterhalten; über die Dinge diskutiert man nicht mehr. Aber ich muß doch oft, wenn ich so schöne bunte Postkarten aus dem „Gebürg“ oder sonstwoher aus dem Walde bekomme, an den Krieg denken, oder doch an einige Mitstreiter, die in ihrem Leben überhaupt noch nicht eigentlich aus ihrem Ruhr-Ort herausgekommen waren. Zwischen Kohlenpütt und durchaus müßiger Wohnung verbrachten sie ihre Tage, und wir haben uns oft gefragt, daß deren Vaterlandsliebe eigentlich viel wertvoller und größer war, als die unfriede, die wir damals schon ganz sicher einen ganzen großen Teil des schönen Deutschland kannten, während sie — wie gesagt — nur ihren Kohlenpott kannten. Neuen ist also nicht nur eine Erholung, wenn man es richtig macht; reisen ist auch eine Art von nationalpolitischer Erziehung, wenn man so sagen darf.

Aber solche tiefinnige Erörterung hat eigentlich mit Ihrem „Seimweh“ nichts zu tun; Sie veräurmen, wie gesagt, nichts. Hier ist alles beim alten, und auch von der Kirmesstimmung bekommen Sie noch genug mit, wenn Sie mit frischausgeglühtem Zitterlein wieder hierher zurückkehren. Es ist ja nicht so, als rissen wir Neusser uns nun grundtätig einige Wochen vor Schützenfest vor lauter „Dollheit“ ein Bein aus; es hat sich bisher alles in althergebrachter Ordnung abgewidelt: die Versammlungen und die Vorgesetzte und was sonst noch zu den Zeichen des Festes gehört; nachdem wir nun aber gar das Schützenfest-Museum gesehen haben, brauchen wir eigentlich in der Zeitung nichts mehr zur Auflockerung der „Stimmung“ zu tun. Eigentlich ist das ja nie notwendig gewesen; denn das Neusser Fest wohnt in jedem Jahre immer wieder mit der gleichen Unwüchsigkeit heran, daß aber auch gar nichts irgendwie künstlich gedüngt werden müßte, man fühlt es ja an sich selbst, daß man eigentlich doch in jedem Jahre wieder einmal in Versuchung ist, sich auch einmal in die weißen Hosen zu stürzen und nur dieser Versuch, der uns zum Homer zwar des Festes machte, nicht aber zu seinen Kommentaren, hält uns davon ab. Es ist einer der Fälle, von denen der Volksmund sagt „mer müet jäh, ävver mer kann nett!“ Aber solche Fälle soll es ja mehr im Leben geben.

Nun aber wollen wir uns hier wenigstens auf eine gewisse Abstinenz der kirmesstimmigen Dingen gegenüber einstellen; denn am Ende der kommenden Woche müssen und wollen wir ja noch einmal zum Lobe des Festes in die Seiten schlagen, daß es nur so raucht, und dann sind ja auch schon die Accorde vernehmbar und das Klirren und Klappern der Schützenwehre und Gewehre, dann lappert es fast schon zum Rhythmus des Festes, links — zwei — drei — vier, was man ja in den letzten Wochen auf Sportplätzen und Wiesen und draußen, wo nicht zu viel neugierige Beobachter sind, so eifrig geübt hat.

Aber sonstige Neuigkeiten, lieber Herr Gedöns, sind selten. Und das ist gut so; wir wollen auch hier auf unseren Redaktionen die Ferienzeit ein wenig in weniger gesteigertem Tempo „verbrühen“, weil wir eben doch den Gedanken an die vielen Urlaube und Ferienreisenden ein wenig „gehandikapert“ sind. Denn schließlich hat man ja keine Phantastie; man stellt sich einen weiten Strand vor, flutendes, wallendes Wasser, verliert sich ganz in den Gedanken der Gebirgslosigkeit, pfeift auf alles und kommt sich vor — wenn man am Strande liegt — als sei man überhaupt aus der Welt ausgebrochen; oder ich muß mir einen oder meinen Wald vorstellen, mit seiner Kühle und mit seiner Stille, mit seinem Ruheplatz auf dem es natürlich keine Ameisen geben darf; oder man hat eben doch auch auf der Zeitungsschreibstube soviel Phantastie, daß man sich einen stillen Winkel in der Eifel oder im Sauerland, an Mofel, Ohr oder Rhein oder sonstwo vorstellt, wo die anderen sich jetzt erholen, während wir hier die Stellung halten.

Wie haben Sie den Frieden dieser ihrer Urlaubswelt gestört, indem Sie sich mit unserer Zeitung da haben photographieren lassen; daß Sie uns damit eine Freude machen wollten, das glaube ich Ihnen unbedingt, aber über die „Bombenreflexe“ muß ich milde lächeln. Glauben Sie, daß ihre dortigen Hausgenossen etwa die „Neuß-Grevenbroicher Zeitung“ abonnieren würden, weil Sie sich so schön damit haben photographieren lassen? Aber wir sind ja wahrhaftig kein „Weltblatt“, wir haben unseren engen heimatischen Bereich, in dem wir wirken, und wir haben nicht den Ehrgeiz, diese Grenze zu verschieben. Wir kennen den Bereich, für den wir schreiben, und wir gehen mit beiden Füßen auf dem Boden, für den wir wirken, ohne daß wir deswegen allerdings der Meinung wären, wir könnten mit unserem Titel ein „Blättchen“ sein, das sich auf die Aufpluherung lokaler und fast lokaler Dinge beschränkt. Sicher danken wir Ihnen, daß Sie sich „nicht von Ihrer Zeitung“ trennen können, und indem Sie sich nachschicken lassen, sehen wir, daß wir Ihnen — wie Sie sagen — „der tägliche Brief aus der Heimat“ sind, den Sie in Urgebirg erwarten. Den Titel „täglicher Brief aus der Heimat“ verdienen wir allerdings nur sehr beschränkt; aber es ist schon wahr, daß kaum noch Briefe, wirkliche Briefe geschrieben werden. Das ist ganz sicher ein Mangel; aber ich bin vollends unschuldig daran. Es mag an den Schreibmaschinen liegen, an der Hast unseres Alltags und an der Scheu, „Dinge schriftlich zu geben“, die persönlich und vielleicht auch über den Tag und die Stunde hinaus, da sie entständen, Geltung haben könnten. Es ist ganz sicher richtig, was ich erst kürzlich irgendwo gelesen habe, daß der Brief als leiblicher Ausdruck im Sterben liegt. Ob das eine „peinliche Feigheit“ ist, ich vermag es nicht zu entscheiden oder zu beurteilen. Liebende werden selbst unter den allerbesten Verhältnissen keine Gelegenheit mehr haben, ihre Briefbündel mit blauen oder roten Seidenbändern zu verschmücken und sich bis zu jenem Tage aufzuschieben, wo sie eine Art „Anlagenschrift“ werden können; ich sage: „können“. Viel häufiger sind sie eine schöne Erinnerung, ein Dokument des Glüdes und eine Heimkehr in glückliche, vielleicht auch glücklichere Tage. Solche Briefbündel wieder zu entschüttern und auf's Neue zu lesen, kann natürlich auch eine „fürchterliche

Musterung“ sein, und — auch das muß ich wohl einmal irgendwo gelesen haben — sie werden, wenn sie am stillen Herd zur Winterzeit gesondert wird, immer weniger, weil eben doch immer welche „auscheiden“ aus dem Wettkampf der Gefühle und der zur Tatse gewordenen kleinen, damals unbewußten Äußerungen oder kleinen Schwindelen, der sorgsam verborgenen kleinen Schändchen, die man damals zu überwinden hoffte, als man noch jung war und — eben jene Briefe schrieb, die das „blaue Band“ erhalten haben.

Sehen Sie, mein lieber Herr Gedöns aus Neuß, nun ertrappe ich mich schon bei einer schrecklichen Versuchung, ich könnte diesen eigentlich doch so sehr persönlich gehaltenen Brief gleich als Ersatz für die an sich für heute verwickelte „unpolitische Chronik“ in die Zeitung legen; dann wäre das zwar kein Brief mehr, sondern eben Zeitung; mir aber wäre die Sorge genommen, worüber ich mich in dieser Vorhugenfestwoche mit meinen Lesern geistvoll unterhalten könnte. Wie Sie sehen, bin ich dieser Versuchung erlegen, indem ich nun weiterhabe und nicht mehr das Gefühl habe, ich spräche zu Ihnen allein. Und das Gefühl muß man haben, wenn man schon Briefe schreibt. Ich will mich dazu zwingen, und das Gefühl, daß ich mit diesem „Brief“ gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, soll mir eine bescheidene Ferienfreude ausmachen, einen Gewinn an Zeit, den ich so ausnützen will, daß ich im Sinne des Senders — das sind Sie! — in der Nähe auch ein bißchen frische Luft kniepen will, wenn es auch nicht so gute Luft ist, wie Sie sie da unten haben. Und so wird denn aus der Tugend des Briefschreibens eine rechte Not, (mühen macht man ja aus der Not eine Tugend, so man kann) insonderheit mir der Entschluß, diesen Brief an Sie erstens durch die Zeitung drucken und zweitens aufstellen zu lassen, bestimmt nicht leicht wird. Denn schon merke ich, daß das doch eine Art von Vertrauensbruch ist, die ich mir da zuschulden kommen lasse; da er aber von mir an Sie begangen wird, so empfinde ich das wiederum als einen milderen Umstand. Außerdem fehlt mir in dieser Woche nicht nur „Stoff“ für die unpolitische Chronik, er fehlt mir eigentlich auch für einen Brief, besonders auch dann, wenn er in der Zeitung abgedruckt wird. Die Feststellung wird Sie ganz sicher beruhigen und Sie mit der Bewußtheit erfüllen, daß Sie nichts veräurmen, wenn Sie noch „fort“ bleiben. Ich verleihe Sie, wenn Sie sagen, daß man so da draußen mit einem Male die Nase voll hat und meint, man müsse nun unter allen Umständen wieder nach Hause, weil es ohne einen nun nicht mehr geht. Sie können ruhigen Herzens gegen solche Neigung kämpfen; denn ersten haben Sie Ihre Ferien wohl verdient und zweitens müssen Sie auch machen, daß Sie wieder gesund werden; denn von mir aus sollen Sie noch Ihre 40 Jahre leben, da ich ja doch von Ihnen keine Erbschaft zu erwarten habe; im anderen Falle würde mich Ihr leiser Weltkummer mit der Hoffnung erfüllen, daß mein vereinzelter Schmerz um Ihren Abschied von dieser Welt durch das Bewußtsein gemildert werden würde, daß Sie „des Treibens müde“ waren, als Sie sich von diesem Planeten entfernten. Ich glaube Ihnen übrigens Ihren Weltkummer auch gar nicht, und das Leben ist ja doch fast in der Nähe der Tränen wert, die es von uns verlangt. „Urlaubsunfähigkeit“ spricht immer für den, der sie empfindet; wer noch schreiben kann, daß er müde wäre, unfähig zu sein, der will noch was, und der kann auch noch was.

Es ist übrigens eigentlich im höchsten Maße lächerlich, daß man als Zuhausegebliebener auch noch jemanden trösten muß, der in Urlaub und in Ferien ist; das verpflichtet Sie, mir einmal ein paar Worte des Trostes und der Ermutigung zu sagen. Ich reue darauf. Daß man wieder nach Hause will, das ist ja auch der Sinn und das Gute des Urlaubes und der Ferien, und auch denjenigen, die meinen, es gebe so etwas wie einen immerwährenden Urlaubswunsch, werden erkennen, wenn sie einmal lange Ferien hatten, daß die „kleine Freiheit“ erlaubt, notwendig und gut ist, daß aber die lange und kontinuierliche Freiheit ein Übel und eine Unmöglichkeit ist. Einmal, vor Jahren habe ich ein diebstühliges Gedichtchen verbrochen, das ich bei dieser Gelegenheit einmal aufwärmen will; es beschäftigt sich mit diesem Gedanken:

Einmal hat man dann die Nase voll,
Wünscht, man könnte sofort von Neuß verreisen,
Weiß zuerst nicht recht, wohin man fahren soll —
Doch, wenn Gott will rechte Kunst erweisen,
Den drängt's eines Tages fort von hier:
Reisen ist ja meistens ein Pläzchen!

Nicht man dann noch mal zum Zug hinaus,
Schaut noch einmal man die langen Straßen,
Denkt man sich gerührt an das Zuhause,
Daß man hat so ganz allein gelassen.
Und man döt dann in die flache Landschaft,
Man he denkt auch noch einmal an die Verwandtschaft,
Man beugt sich froh im harten Polkroupp,
Pfeift so vor sich hin: „Lieb Heimatland, ade!“

Einmal hat man dann die Nase voll,
Wünscht, man wäre wieder bei den andern,
Weiß nicht recht, was man noch brauchen soll,
Will nun nicht mehr in der Ferne wandern.
Denn in der Ferne ist das beste Bett
Lange nicht, wie das zu Haus, so nett.

Schaut man, heimgekehrt, zum Zug hinaus,
Sieht man wieder dann die lieben Straßen,
Denkt man, fast gerührt, an das Zuhause,
Daß man hat so ganz allein gelassen.
Da ist die Stadt! Sagt „guten Tag“ den Lieben,
Alles ist, so, wie es war, geblieben.

Ihre Lotterie-Affaire habe ich geregelt; eines Tages werden Sie dann doch wenn nicht mit dem großen Los, so doch mit einem Gewinn herauskommen, wenn es noch eine Gerechtigkeit beim Lotteriespielen gibt; es gibt übrigens eine gerichtliche Entscheidung darüber, wie es einem geht, wenn man den Betrag für den Losanteil nicht zeitig eingezahlt hat, falls einem der Kollekteur das Los vorher — auch nach langem Geschäftsverkehr —

zugeliefert hatte: Der Fall hat sich nämlich ereignet, daß eine u mit einem nichtbezahlten Los einen ziemlich erheblichen Gewinn gewonnen hätte, wenn er zeitig bezahlt haben würde; da er es nicht tat, war er der Dumme und schaute in die berühmte Röhre. Damit das Ihnen nicht passiert, habe ich den kleinen Betrag für Sie vorgelegt; praktisch gewinne ich also, wenn Ihre Nummer mit einem Gewinn herauskommt, doch lasse ich mit mir reden, falls es so kommen sollte. Ich selbst rechne auch schon seit langem auf das große Los; in seinen Hoffnungen darf man ja unbescheiden und maßlos sein; das ist erlaubt, und das Geschick sorgt schon dafür, daß man im Effekt keinen Anlaß hat, übermütig zu sein. Aber schon das Planemachen ist ja eine feine Sache, und mit dem Gedanken, was täte man, wenn man einmal 100 000 Mark gewänne, kann man sich Stundenlang beschäftigen, falls man nichts Besseres zu tun hat. Ich habe mich bei dem frevelischen Gedanken ertappt, daß ich in einem solchen Falle wahrscheinlich von Neuß fortziehen würde, nach Konstanz oder Mersburg, (das ist noch immer eine kleine Schwäche von mir, der Bodensee!) aber ich glaube, daß man zuletzt doch noch hierbleiben würde, in „Neuß“, weil man ja doch an dieser Erde steht, daß einem eine solche Trennung auf die Dauer nicht bekommen würde. Allenfalls würde ich zum Schützenfest „nach Hause“ kommen; das ist schon in dem Plan mit einkalkuliert. Aber noch ist es ja nicht so weit; im nahen sehen Sie, daß ich Ihre Konkurrent bin in dem Begehren, auch einmal auf dem Schöße der als launisch verschrienen Göttin Fortuna sitzen zu können. Das wäre ja auch zu schön, einmal aller Sorgen ledig zu sein, wenn man vielleicht auch einen „moralischen“ bekommt, so man sieht, wie egoistisch der Mensch ist.

Daß übrigens Fortuna auch ihre Biße macht, das habe ich dieser Tage in der Zeitung gelesen. Bei den britischen Jubiläumsspielen hat man in Kalkutta eine Lotterie veranstaltet, zu der man allerhand Gewinne gekauft hatte oder gestiftet bekommen hatte. Dabei hat ein feister Räuberhef eines erstklassigen Hotels einen Gewinn gezogen, der ihm wahrscheinlich einige Kopfschmerzen gemacht hat; er gewann einen Gutschein, mit dem er in dem Hotel, in dem er wirkte, in Gesellschaft seiner Freunde ein Gladinier mit Getränken einnehmen konnte; weiter: ein reißlos haarloser und kahlköpfiger Kaufmann hat einen Gutschein gewonnen, mit dem er sich beim ersten Friseur der Stadt — Dr. v. S. lassen lassen konnte; immerhin ein Angebot, das für ihn keinen Wert hatte. Ein Mager gewann einen kostbaren Cocktail-Mix-Becher, und noch so einige Scherze hat sich das Lotterie-Glück geleistet. Und da das Glück eben seine spezielle n Launen hat, so sollte es auch einmal auf den Gedanken kommen, uns beide einmal eine Freude zu bereiten; es brauchen dann nicht gerade 100 000 Mark oder 1 Million Mark zu sein; wir wären ganz sicher auch mit Wenigerem zufrieden. Allenfalls sollte uns ein derartiger Glücksfall nicht den Charakter verderben; auch davor muß man sich hüten; denn plötzlich reich zu werden, das ist ganz sicher auch ein Schicksal. Wir würden es wahrscheinlich mit der gleichen Würde tragen, wie jene eiden, André und Madeleine, von denen ich dieser Tage im „B.T.“ las. Da stand folgendes:

Die französischen Blätter berichten über eine Heirat, die in diesen Tagen in Marseille stattgefunden hat und deren Begleitumstände einem Märchen entnommen sein könnten. Der Fischer André und die Hausgehilfin Madeleine liebten sich seit langem, und ihre Heirat wäre unter normalen Umständen keine Sensation gewesen. Madeleine stand viele Jahre im Dienst einer alten kränklichen Dame, die wegen ihrer Schrüffigkeit wenig beliebt, wegen ihres Reichtums jedoch um so mehr begehrt war. Sie war sich über die Gefühle der lieben Verwandten natürlich nicht im klaren und hatte immer ihre Freude daran, wenn sie jeglichen Besuch von der robusten Madeleine hinausbeschränken lassen konnte. Die Gefälligkeit und Energie, mit der sich Madeleine dieser Aufgabe stets entledigte, freute die alte Dame, und als sie eines Tages starb, hinterließ sie ein Testament, in dem sie Madeleine zur Alleinerbin ihres Vermögens einsetzte. Mit einem Schlag war die kleine Hausangestellte zur Herrscherin einer prächtigen Villa und einer Luxusmouline geworden.

Sie verlor aber keineswegs dadurch das Gleichgewicht und wußte sich der neuen Situation anzupassen, nur ihr kleiner Fischer bereitete ihr Kummer. War es bisher die Armut der beiden, die die Heirat verzögert hatte, so stieß sich der arme Fischer jetzt an dem Reichtum seiner Braut. Aber das Glück kennt keine Hindernisse. Der Fischer hatte sich ein Los gekauft, und es geschah das Unglaubliche: der Haupttreffer fiel auf seine Nummer. Er war plötzlich so reich geworden, daß er mehrere Villen und ein halbes Duzend schöner Autos kaufen konnte. Erst jetzt war die Grundlage für den Aufbau des Lebensglüdes vorhanden, das nun in der feierlichen Hochzeit seine Krönung fand.

So, nun wird die Seite, die dieses Mal ein Brief ist, voll sein. Wenn Sie nächste Woche nach Hause kommen, spricht man in Neuß nur noch vom Wetter; das ist in den Tagen vor Kirmes erlaubt. Wir wollen hoffen, daß wir auch in diesem Jahre nicht enttäuscht werden.

Diag.



Foto: „Gedöns“

„Ferienfreude“ fern der Heimat.

Die Erkenntnis

Von Arthur M. Fraedrich

Die Dorfjungen sprachen von nichts anderem als von diesem Sprung. Eilige meinten, Schorff werde es nicht tun; er probe nur, das sei es. Die anderen sagten, Schorff gehe seine Bette ein, die er nicht halten könne. Damals, mitten im Winter, set er ohne zu zögern in den See gesprungen, habe die drei ausgemachten Minuten zwischen den Eisschollen ausgehalten und somit seine Bette gewonnen. Ebenso die andere, die verlangte, daß er nachts, Punkt 12 Uhr, auf dem von düsteren Zypressen flankierten Grab des Erbpächters Büniger einen umgefallenen Blumentopf aufrechte. Er fürchtete sich eben vor nichts, der Schorff, selbst nicht vor einem Sprung vom Glockenboden des Kirchturms, zumal er ja zwei Regenschirme als Fallschirm benutzen dürfe. „Naht auf, er springt!“

„Ich sage nein“, beharrte der Zehn-jährige des lahmen Dorfbarbiere. Dabei dachte er inbrünstig an seinen manns hohen Drachen, von dem er sich dann, wenn er die Bette verlöre, trennen müßte.

Georg, der Zwölfjährige des Schmiedes, tat denen gegenüber, die seinen Mut an zweifeln, sehr breispurig.

Aber wenn er allein war, mied sein Blick den Kirchturm. Deso mehr Aufmerksamkeit schenkte er den beiden Regenschirmen, die, schwer und groß, noch aus Großvaters Zeit stammten; bis zum letzten Augenblick bastelte er daran herum.

Eine Stunde vor dem waghalsigen Sprung fragte er seinen Vater, wieviel Meter sich der Glockenstuhl über dem Erdboden befände.

„Der Glockenstuhl vom Turm? — Drei- undzwanzig Meter. Warum fragst du? Habt ihr wieder Dummheiten vor?“

„Ich will es nur wissen“, erwiderte er etwas kleinlaut.

Am liebsten hätte er noch gefragt, ob man sich die Beine breche, wenn man so hoch herabspringe, denn der immer wiederkehrende Gedanke, auch einmal so lahm durchs Dorf tappen zu müssen wie Kurts Vater, quälte ihn plötzlich sehr. Und als er dann doch mit den zusammengepöckelten Schirmen auf den Turm kletterte, über das bruchhohe Eisengitter der Luke des Glockenbodens kletterte und nun die drei undzwanzig Meter unter sich emporschauen sah, hatte nur noch dieser Gedanke in ihm Raum.

„Schorff, tu's nicht!“ flüsternten die beiden Sekundanten, die nur durch das Gitter von ihm getrennt, hinter ihm standen.

Er antwortete nicht; er starrte in die Tiefe, auf die Schultameraden, die eng aneinandergebrückt und gespannt zu ihm hinaufschauten. Er zitterte. Kurt, der Barbierjunge, lachte, als er zögerte, drückte den

Drachen an sich und sagte etwas, was Schorff jedoch nicht verstand.

Im gleichen Augenblick schloß er die Augen, umspannte mit seinen kleinen Fäustchen die Stricken der Schirme fester und atmete zweimal stoßweise — dann sprang er zu.

„Schorff!“
„Schorff!“
„Er springt! Er springt!“

Diese Ausrufe des Schreckens drangen von oben und unten an Georgs Ohr; aber er nahm sie nicht in sich auf; in seiner Seele ging in diesen vier Sekunden, die der Sprung ausfüllte, etwas Mächtiges, alles andere Überwältigendes vor.

Quers, als er die ersten zehn Meter durchfiel wie ein Stein, riß ihm die Luft aus den Atem vom Mund; die Angst in ihm steigerte sich bis ins Schmerzhafte und ließ tausend gräßliche Bilder entstehen. Er sah sich stöhnend und blutüberströmt liegen; er sah sich mit Stricken unter den Armen; er sah sich erwachsen und humpeln wie Kurts Vater; er sah sich im Dunkeln und tot. Das Herz stand still.

Aber dann, als ein Rauschen ansetzte, das ungeheuer schnell anschwoll zu einem donnernden Getöse, das wie Trompetenstöße gegen das Trommelfell brandete, den jungen Körper jedoch schlingend umfing — legte es langsam wieder zu neuem Leben an. In der Seele des Knaben wurde das aufkommene Dunkel von jähem Licht verdrängt. Hinter den geschlossenen Lidern sammelte sich alles Schöne eines kindlichen Daseins, und aus diesem strömte das gottgewollte Leben aufs neue und veredelt hervor.

Mit aufgeschlitzten Schirmen landete der tollkühne Junge. Sein Antlitz war nicht mehr ganz so bleich wie vor dem Sprung, aber es zeigte auch keinen Schimmer von Siegesfreude. Ein verklärter Schein lag auf ihm, denn Georg hatte begriffen, daß der Tod ihn schon umfassen, das Leben ihn aber zurückgenommen hatte.

Keiner von den Jungen sprach ein Wort, als Georg sich langsam erhob, keiner gab Antwort, als vom Turm heruntergerufen wurde, ob etwas passiert sei; alle waren im Wahn dieses unbegreiflichen Augenblicks. Nur der kleine Kurt trat mit seinem Drachen tapfer vor den Sieger hin. Doch Georg beachtete ihn gar nicht. Georg horchte auf das neue, fremde Klängen in sich. „Ich will ihn nicht“, sagte er tonlos. „Ich will den Drachen nicht.“ Dann war's wieder still; die Erkenntnis, daß der Mensch wohl für höhere Werte, aber nicht für einen Drachen sein Leben aufs Spiel setzen darf, dämmerte zwar, aber Georg vermochte sie nicht in Worte zu kleiden.

Polizeiverhör in Chicago

Humoreske von Hans Niebuhr

„Also Sie gesehen, den Einbruch verübt zu haben? Danke sehr. Abführen! Der nächste bitte!“

Polizeikommissar Finley wachte sich den Schweiß von der Stirn. Kriminalkommissar Smith zündete sich eine neue Zigarre an. Protokollführer Malschwegli steckte drei Zigaretten, extra stark, in den Mund.

Dann kam der nächste. Es war ein blasser junger Mann mit unsicheren Augen.

„Also“, fing Kriminalkommissar Smith mit dem Verhör an, „die Ermittlungen der Polizei haben ergeben, daß Sie am Dienstag vergangener Woche das Volksbad besucht haben. Das ist immerhin ein Mißi. Aber das Mißi hört um elf Uhr fünf undzwanzig mittags auf, in dem Augenblick, da Sie das Volksbad wieder verließen. Antworten Sie mir, wenn Sie gefragt werden! Wegen der polizeilichen Ermittlungen haben Sie nichts einzuwenden! Verstanden? Also, Sie verließen das Volksbad um elf Uhr fünf undzwanzig. Oder war es elf Uhr fünf undzwanzig? Wie? Das wissen Sie nicht mehr? Gedenktfalls aber: erst um dreizehn Uhr zwanzig waren Sie in Ihrem Zimmer zu Hause. Was haben Sie in der Zwischenzeit gemacht?“

„Ich habe...“, sagte der junge Mann und blickte hilflos im Zimmer umher.

„Sie haben sich zu Ihrer Kusine begeben, mit der Sie verlobt sind, nicht wahr?“

„Ja“, sagte der junge Mann, „allerdings.“ In seinem Blick spiegelte sich grenzenloses Erstaunen.

„Sehen Sie wohl!“ fuhr der Kommissar fort. „Mit einem Gefändnis kommen Sie immer am besten weg. Sie haben vielleicht beabsichtigt, sich mit Ihrer Kusine zu verloben, nicht wahr? Aber was helfen alle guten Vorsätze, bei einer solchen Kusine, hababa, was? Sie haben sich von neuem gezankt, die Kusine hat sich wie immer geweigert, Ihnen das Erbeil von Ihrer Tante mütterlicherseits auszuzahlen. Sie haben sich angegriffen, die Kusine hat Sie beleidigt, ganz ungeheuerlich beleidigt, wie? Und dann, in einem Zustand schwerer Erregung haben Sie das Weil genommen, und dann —“

Der junge Mann war schneeweiß geworden. Seine Knie zitterten. Smith

streckte sich zufrieden über den Kopf. „Und dann“, flüsterte er, „haben Sie zugeklagen! Nicht weil Sie es wollten, o nein, sondern weil Sie es nicht konnten. Argendwas trieb Sie, nicht wahr, eine innere Gewalt?“

„Nein, nein“, rief der junge Mann und setzte sich, obwohl er nicht dazu aufgefordert war, auf einen Stuhl.

„Nein?“ horchte Smith auf. „Eine innere Gewalt hat Sie nicht getrieben? Kein Rauschzustand war über Sie gekommen? Sie haben den Mord beabsichtigt, vorbereitet?“

Der junge Mann stammelte etwas Unverständliches.

Da griff Polizeikommissar Finley ein.

„Also Sie gesehen, den Einbruch verübt zu haben? Danke sehr. Abführen! Der nächste bitte!“

Polizeikommissar Finley wachte sich den Schweiß von der Stirn. Kriminalkommissar Smith zündete sich eine neue Zigarre an. Protokollführer Malschwegli steckte drei Zigaretten, extra stark, in den Mund.

Dann kam der nächste. Es war ein blasser junger Mann mit unsicheren Augen.

„Also“, fing Kriminalkommissar Smith mit dem Verhör an, „die Ermittlungen der Polizei haben ergeben, daß Sie am Dienstag vergangener Woche das Volksbad besucht haben. Das ist immerhin ein Mißi. Aber das Mißi hört um elf Uhr fünf undzwanzig mittags auf, in dem Augenblick, da Sie das Volksbad wieder verließen. Antworten Sie mir, wenn Sie gefragt werden! Wegen der polizeilichen Ermittlungen haben Sie nichts einzuwenden! Verstanden? Also, Sie verließen das Volksbad um elf Uhr fünf undzwanzig. Oder war es elf Uhr fünf undzwanzig? Wie? Das wissen Sie nicht mehr? Gedenktfalls aber: erst um dreizehn Uhr zwanzig waren Sie in Ihrem Zimmer zu Hause. Was haben Sie in der Zwischenzeit gemacht?“

„Ich habe...“, sagte der junge Mann und blickte hilflos im Zimmer umher.

„Sie haben sich zu Ihrer Kusine begeben, mit der Sie verlobt sind, nicht wahr?“

„Ja“, sagte der junge Mann, „allerdings.“ In seinem Blick spiegelte sich grenzenloses Erstaunen.

„Sehen Sie wohl!“ fuhr der Kommissar fort. „Mit einem Gefändnis kommen Sie immer am besten weg. Sie haben vielleicht beabsichtigt, sich mit Ihrer Kusine zu verloben, nicht wahr? Aber was helfen alle guten Vorsätze, bei einer solchen Kusine, hababa, was? Sie haben sich von neuem gezankt, die Kusine hat sich wie immer geweigert, Ihnen das Erbeil von Ihrer Tante mütterlicherseits auszuzahlen. Sie haben sich angegriffen, die Kusine hat Sie beleidigt, ganz ungeheuerlich beleidigt, wie? Und dann, in einem Zustand schwerer Erregung haben Sie das Weil genommen, und dann —“

Der junge Mann war schneeweiß geworden. Seine Knie zitterten. Smith



Junger Schmied aus Solingen

Photo: Ataphot (M.)

„Wir wollen kurz wiederholen“, sagte er. „Sie haben geklaut, Ihre Kusine in der taglichen Zeit besucht zu haben, nicht wahr?“ Der junge Mann nickte. „Aber —“, stotterte er.

„Nein Aber!“ fuhr Finley fort. „Der Besuch selbst ist entscheidend. Niemand anders war am Mittag des Dienstags bei Ihrer Kusine. Ueberdies haben Sie weiter zugegeben, mit ihr in Streit gekommen zu sein.“

„Nein!“ schrie der junge Mann. „Nein!“ sprang da Finley auf. „Aber Sie widerprechen sich ja! Wir sind doch hier kein Narrentheater. Wir haben ein Protokoll mein Lieber. Das Protokoll erklärt klipp und klar, daß Sie sich mit Ihrer Kusine gezankt haben, und dann —“

„Und dann“, nahm Kriminalkommissar Smith den Faden wieder auf, „haben Sie — ob im Erregungszustand, ob nach vorheriger Ueberlegung, das haben Sie uns noch nicht verraten — das Weil genommen und zugeklagen.“

Der junge Mann hatte die Augen weit aufgerissen. Plötzlich aber schloß er sie. Seine Lippen zitterten, und ein gurgelnder Ton entrang sich seiner Kehle.

„Also doch“, sagte Finley sanft. „Sie

haben den Mord vorbereitet. Darauf steht der elektrische Stuhl. Um den elektrischen Stuhl kommen Sie nur herum, wenn Sie ein volles Gefändnis ablegen.“

„Also: Sie haben den Mord vorbereitet?“

Der Kopf des jungen Mannes machte eine halbkreisförmige Bewegung. Dann fiel er vornüber auf die Brust. „Also gestanden“, murmelte Finley und wachte sich den Schweiß von der Stirn. Smith drückte seinen Stempel auf das Protokoll und zündete sich eine neue Zigarre an. Der Protokollführer Malschwegli aber spannte einen neuen Bogen in die Schreibmaschine und steckte drei Zigaretten, in den Mund. „Abführen“, sagte Finley, „der nächste, bitte!“

Der nächste kam. Es war ein großer starker Mann mit einem roten Gesicht. „Warum führen Sie den da nicht ab?“ fragte Smith den Konstabler und zeigte auf den blaffen jungen Mann, der noch immer auf dem Stuhl saß.

„Den da?“ grinste der Konstabler und hob einen gelben Leberlappen auf, der neben dem jungen Mann lag. „Das ist doch der Ferkelpußer, der Sie fragen wollte, wann er mit diesem Zimmer anfangen kann.“

✱

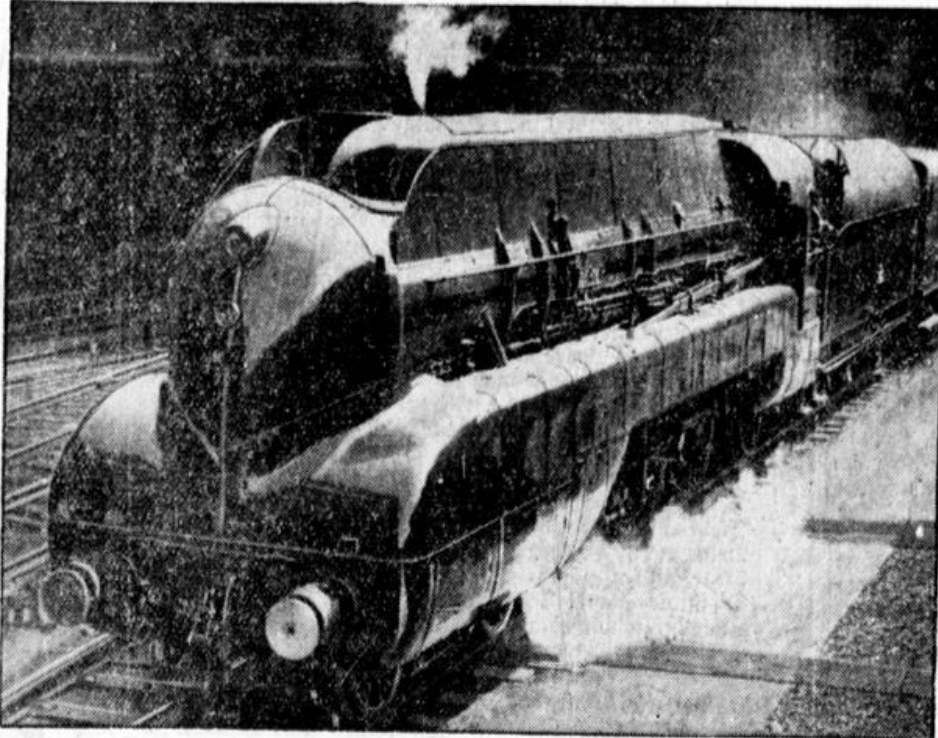
Ein Festessen kommt durch die Luft

Es gibt offenbar noch immer mit irdischen Gütern allzu reichlich Gesehnetes, die nicht recht wissen, wie sie ihr vieles Geld nutzbringend anlegen sollen. Zu ihnen gehört auch ein gewisser Einar Dehn, ein in London lebender Däne, der kürzlich, um zu zeigen, was sein kleines Vaterland auf kulinarischem Gebiete zu leisten vermag, auf den Gedanken kam, 1600 Gäste zu einem großen Essen zu laden, bei dem sämtliche Gerichte im letzten Augenblick mittels Flugzeugen aus Dänemark herangeschafft waren. Zwei Oberköche führender Londoner Gaststätten waren von Dänemark ebenfalls im Flugzeug in die dänische Hauptstadt entsandt worden, um dort die Mahlzeit zuzubereiten. Die englischen Gäste ließen sich das dänische Festessen sicherlich gut schmecken, viele von ihnen dürften aber doch im stillen den Kopf geschüttelt und sich gesagt haben, daß sie in London ohne einen derartigen Aufwand gewiß nicht schlechter gespeist haben würden.

Logik

„Aber hören Sie mal, Herr Bauer“, sagt der Hausarzt empört, „ich habe Ihnen im Laufe Ihrer Krankheit vierzig Besuche gemacht, darunter zehn Nachtbesuche, und Sie wollen mich mit zwanzig Mark entschädigen?“

„Ja, mein Lieber, Sie müssen doch aber bedenken, wenn ich nicht krank geworden wäre, hätten Sie gar nichts geholt, nicht wahr?“



Weltbild (M.)

Eine neue französische Stromlinien Lokomotive

Die neue Lokomotive während ihrer Ankunftsreise dem Bahnhof Lazare in Paris. Sie wurde sofort in Dienst gestellt.

Launen der Mode



Filz, Samt, Tuch, Seide und Samt in Verbindung — all diese Materialien sieht man heute schon als vorwitzige Boten des nahenden Herbstes a Gestalt der malerischen schwarzen Hülle. Nicht, als ob nun schon wieder der strenge Winter sein Recht fordern dürfte! Nein, die Form der malerischen schwarzen Hülle ist romantisch und sommerlich. Die flache Kopfform schwingt in einen breiten Rand aus, der romantisch geschnitten ist oder hinten aufgeschlagen, vorn tief ins Gesicht gezogen wird. Untrennbar allerdings ist der malerische schwarze Hut von dem modischen kleinen Nackenschleier, der die einzige Zierde des Hutes ausmacht und einen so reizvollen, schmeicheľhaften Rahmen für ein schönes Gesicht und gepflegtes Haar darstellt.

Ein Wort an die einsamen Frauen

Im Winter mag es noch angehen! Da hat man sein Stübchen, seine Wäffle, da macht man es sich mit einer Tasse Tee so recht behaglich auf dem Sofaaplätzchen, und die Lampe wirft ihren Schein faum über den Tisch hinaus. Die Welt draußen, in der es stürmt, regnet oder schneit, erscheint einem faum größer als dieses Fleckchen Behaglichkeit. Und man ist auf so kleinem Raum mit sich allein nicht einsam.

Aber im Sommer, wenn das ganze Leben sich verschwendet und überströmt von Kräften! Im Sommer, wenn aus jedem Gäßchen Blumen lachen und die lauen, hellen Abende erfüllt sind von einem Duft, der nichts als eine schmerzhafteste Sehnsucht weckt! Im Sommer — wenn man allenhalben nur Liebespaaren mit verschlungenen Händen begegnet und auf den Bläsen die braungebrannten, lachenden Kinder auf glückliche Frauen zulaufen, andere Frauen, Mütter.

Im Sommer, ja, da ist es schwer für die einfachen Frauen. Es ist ganz gewiß die Jahreszeit, die allein am schwersten zu überleben ist. Und es gibt doch so viele einfache Frauen! Nicht nur die Alten, die ein Leben, reich an Müd und Leid hinter sich haben und doch wenigstens in den Erinnerungen Trost finden können: es war doch nicht umsonst! Nein, es gibt auch viele junge Frauen, die allein sind! Unglück, Schicksal — einerlei, was sie so einfach gemacht hat. Wandmalen sieht man einige oben in den Sommer hineintreten. Sie haben den Kopf sehr hochgedrückt und geben sich den Angelegenheiten sicherer, froher An-

besümmertheit. Sind die Blumen nicht schön? Ist der blaue Himmel nicht herrlich? Und sie wissen es selbst nur zu genau, wie sehr an ihrer Seite ein anderer Mensch fehlt, um das Sommerglück zu teilen, ein Mensch, nach dessen Hand man greifen könnte: sieh doch nur, sieh nur, wie schön das Leben ist. Und abends weinen sie zu Hause...

Arme, einsame Frauen im Sommer!
Wozu ein hübsches, helles Kleid anziehen?
Wozu sich innerlich und äußerlich gerade-
halten, wenn die ganze Welt dieser Einsam-
keit noch höhnisch ins Gesicht zu lachen
scheint? Der Sommer ist nur für die
andern, die Glücklichen ...

Da hilft nur eines: sich selbst Freund sein! Denn alles andere ist ja nur abheimes Wälen gegen das eigene Ich. Und wie drückt das den Menschen nieder! Keim, kann man sich selbst gut sein und sich liebhaben. Nicht fragen, warum man nun gerade einmal einsam ist. Das kann niemand wissen. Nur viel später, in Zeiten, in denen man sich Wesen wieder vielen Menschen mittheilen kann, kann man plötzlich, wogu die Einsamkeit gut war. Wissen, daß es eine Ubergang und eine Pause ist. Sich in Gedanken bei der Hand nehmen und freundlich sagen: „Ich gehe nun“ gehen wir uns den schönen Sommer ansehen! Sich selbst zurecht und gute, warme Gespräche führen! Gut tut das, jemanden zu haben, der immer zuhört und liebevoll auf alles eingeht. Schöne Harmonie kann herrschen, und der Sommer wird zum Erlebnis von ungeteilter Schönheit.

Aktuelle Kurzberichte.

Referat „Frauenwerk“ in der Reichsfeder- leitung.

Im Einvernehmen mit dem Reichsfen-
leiter Adamowicz und der Reichsfrauen-
führerin Frau Gertrud Scholz-Klink ist ein
Referat „Frauenwert“ in der Reichsfen-
leitung errichtet worden. Das Referat ist
Frau Walenby übertragen, die mit sofor-
tiger Wirkung ihre Arbeit in der Reichs-
fenleitung übernimmt. Aufgabe des Re-
ferats ist eine Überwachung und richtung-
gebende Beeinflussung der gesamten
Frauenarbeit im Rundfunk.

Wer darf die bäuerlichen Frauenschulen besuchen?

Der Reichs- und preussische Erziehungsminister erklärt in einem Erlass, daß Mäd-

Leicht zu merken, leicht zu tun!

Kommt „er“ gern zu spät zum Essen, steht er es dann aber sehr gern, wenn man gleich zu Tisch gehen kann, so müssen die Kartoffeln oft warm gehalten werden. Das geschieht nicht durch Auslegen eines Topfdeckels, unter dem die Feuchtigkeit in die Kartoffeln einzieht, sondern durch Überlegen eines weißen Tuches, das man schon zuvor zum Heißwerden auf den Deckel legte. Darunter bleiben die Kartoffeln warm und trocken.

Fleischbrühe wird auch in heißen Tagen nicht sauer und kann auf Vorrat gekocht werden, wenn wir das Suppengrün dazu in entsprechender Menge gesondert ausfochen und es bei Bedarf immer der Portion Fleischbrühe zusehen.

den, die aus bäuerlichen Verhältnissen stammen oder während ihrer Lehrzeit bäuerliche Verhältnisse fernergelegt haben, bei der Aufnahme in die Oberklasse der bäuerlichen Frauenschulen zu Ostern 1936 bevorzugt werden sollen. Die Zahl der aufzunehmenden Schülerinnen wird vom Regierungspräsidenten bestimmt. Zu Ostern 1936 können ausnahmungsweise Abiturientinnen, Absolventinnen der dreijährigen Frauenschule und Anwärterinnen, die eine städtische Frauenschule oder Haushaltungsschule besucht haben, auch ohne den Besuch der bäuerlichen Berufsschule oder Frauenschule probeweise in die Oberklasse aufgenommen werden.

Kinderschutzkongreß in Brüssel.

In Gegenwart der belgischen Königin wurde in Brüssel der 11. internationale Kinderschutzkongreß eröffnet, wobei die deutsche Regierung durch den deutschen Geschäftsträger in Brüssel, Gesandtschaftsrat Dr. Bräuer, vertreten war. Für die bestimmten Gebiete des Kinderschutzes in aller Welt wurden Sonderkommissionen gebildet, die ihre Arbeit bereits aufgenommen haben.

Die Schule der Soldatenbräute.

Nähe Tokio in Japan wurde eine neuartige Schule eröffnet, in der junge Mädchen zu — Soldatenbräuten herangebildet werden. Die zukünftigen Soldatenfrauen erhalten neben einer grundlegenden hauswirtschaftlichen Ausbildung auch theoretischen Unterricht in Rassen- und Militärgeschichte, in Sprachen und in „Tapferkeit.“

Achtung, Hausfrau!

Saure Milch, weißer Käse und Früchte dazu

Daß bei hochsommerlichen Temperaturen die Milch einmal sauer wird, hat nicht viel zu bedeuten. Auch diese Milch ist ausgezeichnet geeignet für töstliche Gerichte, die mit wenig Mühe und Kosten herzustellen sind. Man nimmt die Kirschfrüchte der Jahreszeit.

Saure Milch, mit fein geriebenem Pomeranzen, Zucker und Fruchtsaft vermenget, ist eine köstliche Süßspeise, desgleichen sollte man viel öfter Sauermilch zum Anmachen von allen Arten von Salaten verwenden.

Weißer Käse wird zum aparten Schlag-
fahnenersatz — in Wirklichkeit schmeckt er
besser, weil er kräftiger ist als Schlagfahne!
— wenn man ihn mit ein wenig süßer
Sahne und mit reichlich Vanillezucker ver-
rührt und über eine Schüssel mit zeit-
gemäßem Kompott oder über wohlgefüllte
Foretlets gibt.

Weißer Käse mit so viel Butter vermischt,
als ein Viertel seines Gewichtes ausmacht,

mit Pfeffer, Salz, gewiegtem Schnittlauch und Paprika vermischt und mit Sahne geschmeidig gemacht, mit gewiegten Sardellen oder Heringswürfeln gewürzt, ist eine ichmachhafte Zuzut zu jungen Kartoffeln, in ebenjo guter Bratlauffrich.

Als Beigabe zu Gemüse oder für Bratenplanen und Weichfleischangen sehr empfehlenswerth. Man nimmt weichen Käse und zerriebene gekochte, lauwarme Kartoffeln zu gleichen Theilen, gibt einen Teelöffel Nimmöl dazu, Petersilie, Salz und Gewürze nach Geschmack, Wehl nach Bedarf, um den Teig ausrollen zu können, und läßt die Masse dann eine Stunde ruhen. Dann rollt man ihn dünn aus, schneidet fingerlange Streifen, die man zu Würstchen rollt, mit Ei und Semmelbrösel paniert und in heißem Fett ausbäckt. Warm und kalt gleich köstlich.

Fünzig Worte Schönheitspflege

Geschwollene Füße verkürzen das Leben.

Es gibt verschiedene Ursachen, die zu solchen Schwellungen führen können, abgesehen von einfacher Stüßschwellung: Herzmuskelschwäche, Plattfüße und Krampfadern sind die häufigsten. Daß in allen drei Fällen ärztliche Behandlung oder Überwachung der Behandlung anzuraten ist, versteht sich von selbst. Die Schwellungen selbst kann man, wenn der Arzt seinerseits die Ursachen behandelt, durch einstufige Stiefel mit anschließender zweistündiger Viciafur beheben.

Was die Krampfadern betrifft, so entstehen sie durch Schwäche der Venen. Venöse Kreislaufschwäche aber bedeutet eine allgemeine Schwächung für den gesamten Organismus, weil den Venen die Arbeit zufällt, verbrauchte Blutstoffe aus dem Körper zu schaffen. Man regt den Blutkreislauf also an durch Wechselbäder, Leibesübungen und häufigen Wechsel der Luft zur Anregung der inneren Funktionen. Häufig wird auch der Arzt in besonderen Fällen ein Trüpfenpräparat empfehlen. Jeden Abend beim Schlafengehen wird die Frau, die Krampfadern vorbeugen möchte, in der Mittenlage im Bett einige Radelbewegungen mit den Beinen machen und die Beine einige Minuten hochhalten oder hochlagern, um die Blutstocungen zu unterbrechen.

Etwas Pflege für die Haut

Ein gutes Hautschuhmittel, das die Spannung der Haut beseitigt und empfindliche Haut gegen äußere Einflüsse und gegen Risse und Sprünge schützt, ist Toilette-Essig. Die nachfolgende Zusammensetzung wird nach dem Maßstabe unverändert auf die Haut gerieben: 175 Gramm Rosenwasser, 10 Gramm feiner Weineßig, 30 Gramm Weingeist und 4 Gramm Parfür.

Gegen rote Haut gibt es eine Anzahl bleichender, unschädlicher Mittel, so z. B. die bleichende Mandelfleie, bestehend aus 100 Gr.

Mandelmehl, 100 Gramm Hasermehl, 50 Gramm Natriumborat und 5 Gramm Bittermandelöl. Die Mischung muß in gut verschlossenen Gläsern aufbewahrt werden.

Auch die Honigmandelpaste ist empfehlenswert. Man mischt 6 Eidotter mit 400 Gramm Honig und 400 Gramm Mandelöl und fügt 200 geschälte und zerstoßene bittere Mandeln zu sowie 6 Gramm Bergamottöl und je 4 Gramm Zitronen- und Nesselöl.

Trockene Gesichtshaut, die zu Rissen und Abschürfungen neigt, soll man so wenig als möglich mit Wasser reinigen, sondern immer reine Oele benutzen.

Gefährliche Sparsamkeit!

Was im Winter eine lobenswerte Tugend ist, muß im Sommer gemieden werden: übergroße Sparsamkeit! Sparsamkeit in bezug auf die Verwendung von Speisefleisch. Was sonst als Verschwendung gelten könnte, muß im Sommer als verantwortungsbehaftete Fürsorge für die Gesundheit der Familie angesehen werden: kochen in kleinen Portionen, die jeweils mit jeder Mahlzeit reiflos berrigt werden! Hütel euch vor den Speisefleisch!

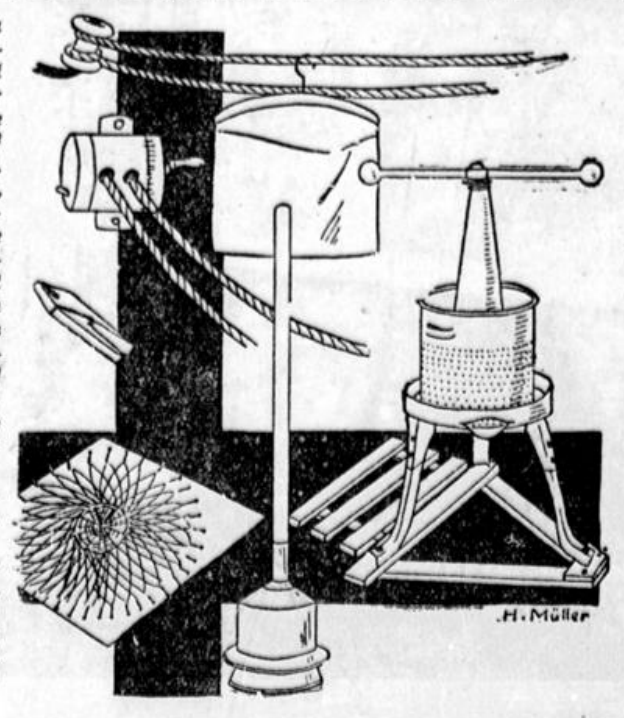
Schon die ganz harmlosen Kartoffeln! Sobald sie in heißen Tagen gekocht ein paar Stunden stehen, riechen sie fäuerlich. Ob sie nun gerieben verarbeitet werden oder in gebratener Form auf den Tisch kommen — ungesund ist ihr Genuß in jedem Falle! Selbst in der Schale soll man gekochte Kartoffeln nicht länger als zwölf Stunden stehen lassen.

Am gefährlichsten ist die Sache natürlich mit Fleisch, mit Konserven und Fleisch. Hier nissen die Gährungsbakterien am liebsten, hier ist die Sparame Gausraum am ehesten in Gefahr, einer Vergiftung ihrer Angehörigen Vorwand zu leisten. Pilze und Leberwurst sind desgleichen in hohem Maße dem schnellen Verderben angesetzt. Ein Gemüthsreiz, der säuerlich riecht, wird nicht weniger gesuntheitschädlich durch erneutes Auflocken und Verwendung zu Suppe oder anderen Areden.

Große Wäsche —
leicht gemacht

Das praktische Heim

Die Zeiten, da die Hausfrau seufzend dem großen Waschtag entgegenseh, sind längst vorüber. Heute erleichtern ihr viele technische Hilfsmittel die schwere Arbeit so sehr, daß sie fast zum Vergnügen wird. Da haben wir eine einfache aber leistungsfähige Wringmaschine, die in einer Stunde 60 bis 70 Kilogramm Trockennäsche durcharbeitet. Da ist der Wäschetampfer, der in seiner Sauglocke ebenfalls die Wäsche reinigt und Handarbeit spart. Die Leine wird zweckmäßig über Holzrollen gezogen, um das Anstrofen des Stricks und damit Beschädigung der Wäsche zu verhüten. Sehr praktisch ist die Leinestrommel, in der die Leine sich selbst immer wieder aufrollt. Zu solcher Leine gehören die Klammern mit Spannbügel, die die Hausfrau in einem Beutel birgt und mittels eines Kleiderbügels auf der Leine bis zu ihrer Arbeitsstelle mitführt.

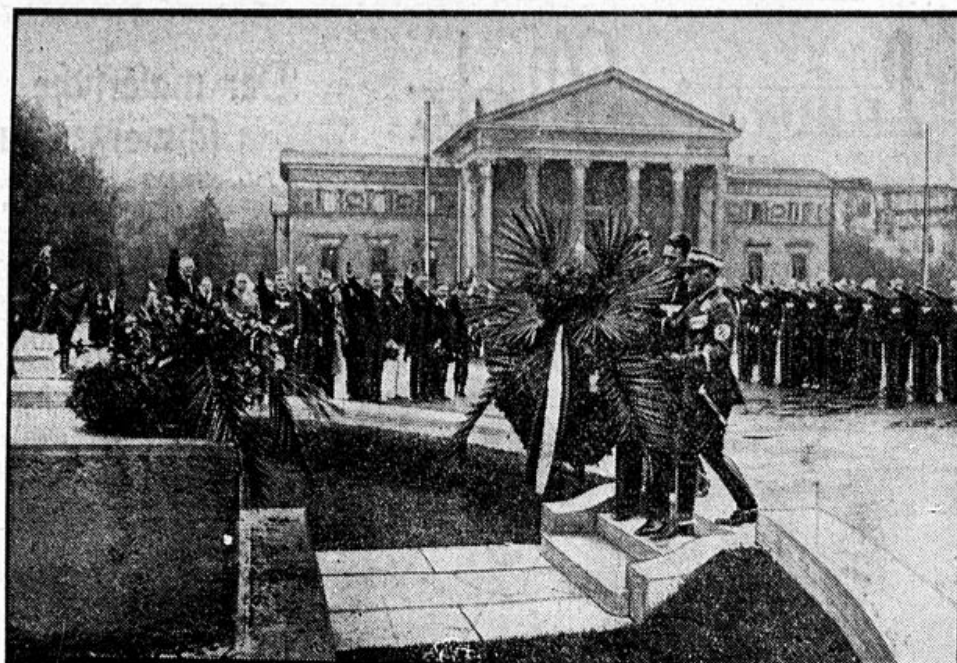


Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



An einem Tage Deutschland—Asien und zurück.
Die deutsche Fliegerin Eilij Weinhorn nach ihrer Landung in Tempelhof. Sie bewältigte die Strecke Gletiwij—Istanbul (1650 Kilometer) und Istanbul—Berlin (1920) Kilometer in 13½ Stunden und ist die erste Pilotin, die an einem Tage von Deutschland nach Asien und zurück geflogen ist.

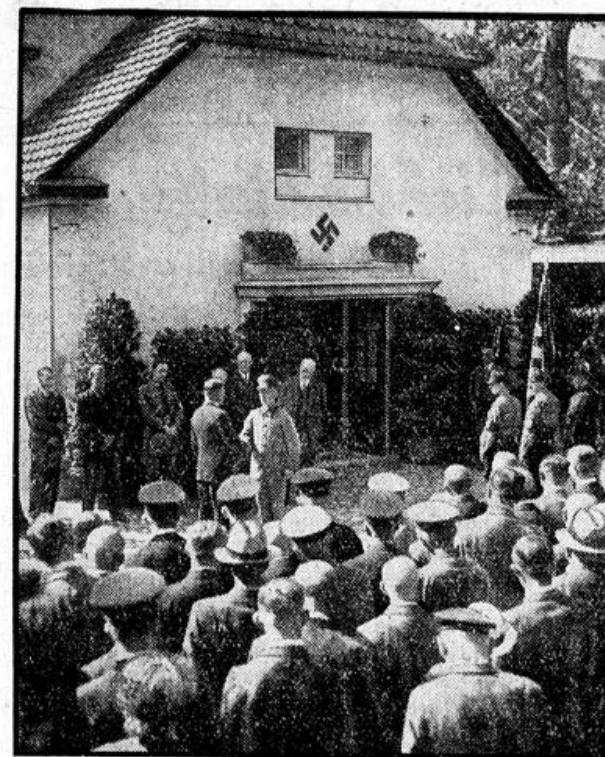


Der Reichsportführer am Grabe des Unbekannten Soldaten in Budapest

Die deutsche Mannschaft, die an den Studenten-Weltmeisterschaften in Budapest teilnimmt, besuchte unter Führung des Reichsportführers von Tschammer-Osten das Grab des Unbekannten Soldaten und legte dort einen Kranz nieder.

Englischer Dampfer bis zum Schornstein gesunken

Der englische Dampfer „Cragston“ sank nach einem Zusammenstoß in der Themse innerhalb einer halben Stunde so tief, daß nur noch die Maste, ein Schornstein und ein Rettungsboot über Wasser zu sehen waren. Die Schiffsmannschaft konnte sich in Sicherheit bringen. Das Schiff soll bei Ebbe gehoben werden.



Geheimrat Hed, der ideale Tiergärtner, 75 Jahre

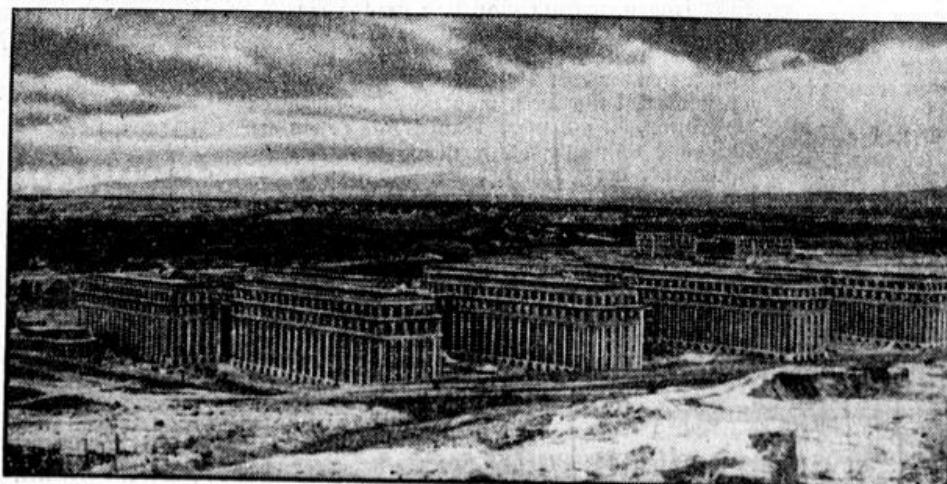
Direktor Dr. Lutz Hed, der jetzige Leiter des Berliner Zoo, überreicht dem Zellenobmann die Schlüssel des Kameradschaftshauses, das für die Angestellten am Geburtstag des langjährigen früheren Direktors Geheimrat Ludwig Hed eingeweiht wurde. Geheimrat Hed feierte mit seinem 75. Geburtstag zugleich sein goldenes Doktorjubiläum.

Bild links: Die modernste Universität der Welt
soll die Hochschule in Madrid werden. Der riesige Bau ist fast fertiggestellt.



Rittmeister Hesse siegt in Irland

Rittmeister Ernst Hesse auf Calmot beim Sprung im Internationalen Reitturnier in Dublin. Er gewann ein gutbefestigtes Militär-Taggspringen vor dem zweiten Deutschen, Oberleutnant Brandt auf Tora.



Die neue Flagge des Reichskriegsministeriums

Die neue Flagge des Reichskriegsministeriums zeigt ein schwarz-weiß-gerändertes Quadrat, in dem sich die Reichskriegsflagge befindet. Die vier Ecken ziert je ein Adler der Wehrmacht.

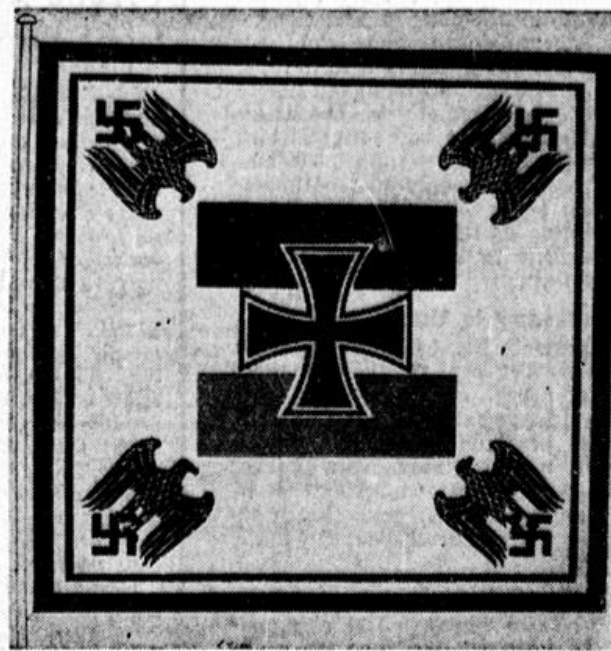


Bild rechts:

Die Altstadt von Liegnitz

vom Petersturm des Bischofschlosses aus gesehen. Zur Erinnerung an die Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760.

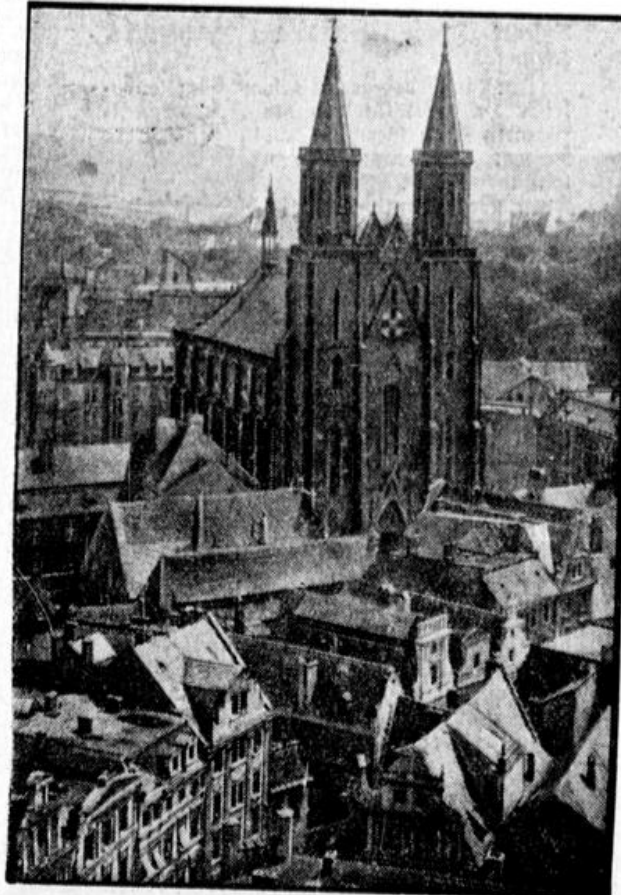
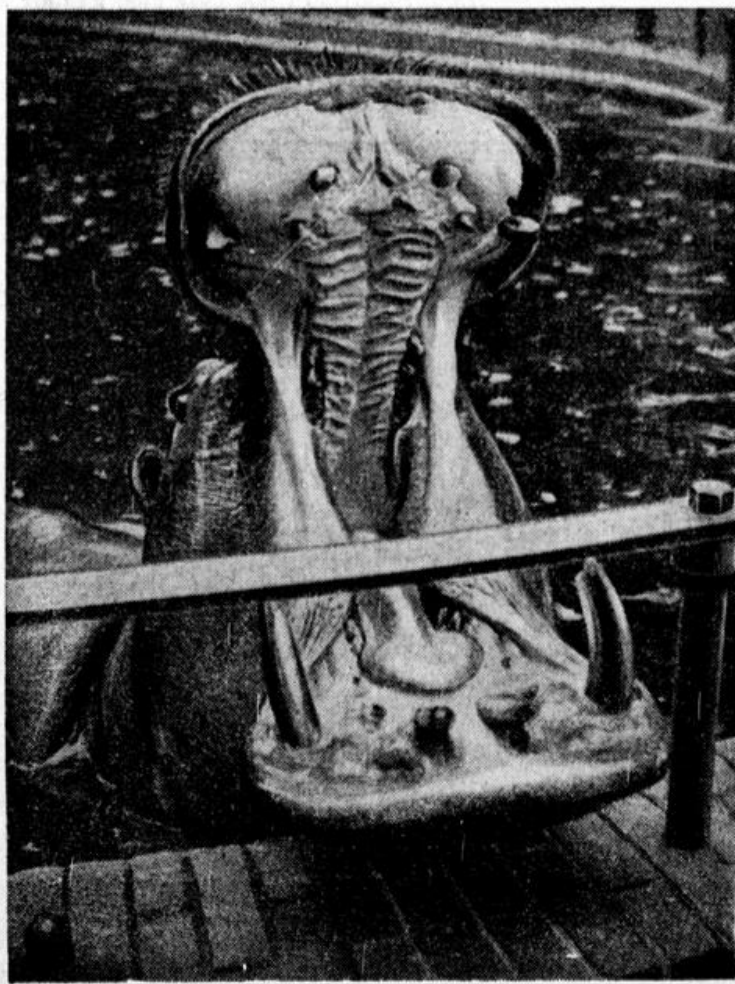


Bild unten:

Die große Klappe

Das M. Pferd im Berliner Zoo hat Hunger.



Spielplatz der Jugend

Ein Mädchen reist um die Welt

Aus dem Leben und Fahren der Alma M. Karl:

Meine Jugend verlief unter starkem Druck, denn da ich die jüngste war, bereitete sich die weiteste Verwandtschaft an meiner Erziehung, und ob schon das Ergebnis nach einmütigem Ausspruch ein erschütterndes Fiasko war, verdankte ich diesem Druck von wenigstens 100 P: meine spätere Widerstandskraft.



Alma M. Karl in der ersten Zeit ihres Lebens

Als ich mit 18 Jahren die englische und französische Staatsprüfung hinter mir hatte, nahm ich — ob schon das einzige Kind meiner Mutter und nach damaligen Verhältnissen wohlhabend — Abschied von Cilli und reiste nach London. Um studieren zu können und von daheim unabhängig zu sein, wurde ich Übersetzerin in einem Amt in Regent Street, kaufte mir Bücher statt eines Mittagessens und begann jenes lange Training in Hunger und Entbehrungen, das mir später die Weltreise ermöglichte. Drei Monate später reiste ich nach Norwegen. Ich verbrachte einige Wochen im nördlichen Polarkreis, besuchte die Lappen in ihren Zelten. Den Winter darauf verbrachte ich in Stockholm, gab — wie auch in Oslo — nachmittags Sprachstunden und studierte abends in den öffentlichen Bibliotheken. Ich schrieb meine ersten Gedichte und mein erstes Theaterstück, das sehr verdient im Papierkorb endete.

Der Krieg nahm kein Ende. Überall fühlte man ihn mehr und mehr. Aber eines Tages zerbrach alles Alte, das Gewesene mit furchtbarem Dröhnen. Ich war froh, daß wir Frieden hatten — für mich bedeutete er die gelobte Freiheit.

Vom Ausland heimgekehrt, hatte ich eine Sprachschule eröffnet und täglich zehn Stunden unterrichtet, kleinere Sachen geschrieben und Zeichen und Malen gelernt. Es war fleißig, es war aber auch in erster Linie Einteilung. Den meisten Menschen erschienen fünf Minuten nichts. Sie warteten auf die elektrische und sieben zehn Minuten ohne Arbeit da. Ich las, ich studierte in solchen Fällen. „In fünf Minuten essen“, hieß es oft. „Gut, da

schreibe ich einen Brief.“ Und meist war er fertig, ehe wir tischlich zu Tisch saßen. Solange ich noch lauges Haar hatte und zwei Köpfe flechten mußte, lernte ich jeden Morgen dabei ein Gedicht auswendig. Beim Schulpflegen lernte ich Botafeln, und wenn ich im Mondschein heimging, verfuhr ich im Geist die Umrisse der Bäume zu zeichnen. Dadurch wurde mein Leben reich.

Von Mai bis November 1919 traf ich meine Vorbereitungen zur Weltreise. Soweit als möglich hatte ich Werke berühmter Forscher gelesen. Mit dem Zeichnen ging's, und zu meinem Stolz hatte ich ein Kleid selbst genäht — ein Tropfenkleid aus einem Laken. Ich trug es später, bis ich Geld genug hatte, ein besseres zu kaufen. Nie wieder machte ich eins!

Mein ganzes Denken war in jenen Monaten auf Saluten eingestellt. Bis ich die kostbaren Dollar und Pfund und Mark und Lire hatte! Bis ich durch eine besondere Vermittlung einen Paß und endlich von Japan das Visum erhielt! Bis ich alles ausgeschieden hatte, was ein Mensch unbedingt haben mußte! Und bis ich dann endlich eines Abends in einen finsternen Zug stieg und in einen feinen Regen hineinfuhr — das war der Anfang meiner Reise. Ich weiß selbst nicht, was ich erwartete. Aber mit wachen Augen wollte ich schauen und das Leben so fieberhaft leben wie meine Werke für die Prüfung. Dann aber zwang mich das Leben zum langsamen Lesen und zum Wiederholen.

Die Ausreise war furchtbar. Ich schmachtete im Zwischenboden, ich nährte mich von Makkaroni, bis sie mir zu Augen, Ohren, Nase und Mund herauswuchsen; ich schrieb auf einem Taupfeiler, und dennoch war ich damals verzweifelt. Ich schwamm dem Leben entgegen, ich war unerschrocken und siegesfähig.

In Peru gingen meine Nerven zugrunde. Am Strand von Mollendo wurde ich ausgeraubt. In Panama hatte ich Tage höchster Not, bis ich nach Monaten und schweren Erfahrungen Dolmetsch von Panama wurde, mit Zaubern und Wundtänzen in Verbindung kam und einmal fast vergiftet wurde. Ganz Amerika hat mir keinen Eindruck hinterlassen. Ich arbeitete bei der deutschen Botschaft in Tokio und lebte das Leben der Japaner und liebte es. Und wenn ich trotzdem gegen jede Mischehe zu Felde zöge, so geschah dies, weil ich weiß, was für ein Hammer es in den meisten Fällen für beide Teile ist. China mit seiner Wüste, mit dem leichten Grauen düsterer Tempel; Formosa, die Wunderhöhlen, mit den wilden Tälern, die noch Vorliebe nach Menschenköpfen tragen; die Donnerstagsinseln mit ihrer Verleumdung; die Mannigfaltigkeit der Philippinen; Australien mit seiner öden Wüstenheit und seiner unbeschreiblich fesselnden Tier- und Pflanzenwelt und das herrliche Neuseeland mit Geiern, flügellosen Vögeln und Pflanzen, die man sonst nirgends findet — das waren wieder zwei Wanderjahre. Und dann beging ich den Wahnsinn und betrat die Inseln der Südsee.

Zwei weitere Jahre verbrachte ich auf einsamen Inseln bei gastlichen Pflanzern, bei Missionen. Ich arbeitete fieberhaft, ich schrieb und malte, ich lernte, was zu lernen war, und dennoch schlichen die Stunden öde an mir vorüber. Immer ging die Sonne um sechs Uhr auf, um sechs Uhr unter, immer blühten die gleichen

Blumen, standen windgebeugt die gleichen Palmen, stachen die gleichen Mücken.

Sechs Jahre hatte ich alles ertragen, immer gehofft, immer noch den Schimmer von Lohn am Horizont der Träume leuchten sehen. In Java ging er unter.

Das Schlimmste von der ganzen Reise war die Heimkehr. Ich stand jenseits von Dover, jenseits von Winklesham. Ich war so sehr krank, bis es teilweise noch, daß die einzig sichere Perspektive der Tod blieb. Und vielleicht wurde mir ein wenig Lohn, weil ich in dieser Stunde verzagte. Verittert und körperlich gebrochen, arbeitete ich und schrieb.

Schreiben werde ich in lichten wie in dunklen Tagen, bis mir der Herr einst die Feder aus der Hand nimmt. Zum Schreiben sind wir Schriftsteller ja geboren. Und so lange müssen wir kämpfen und hungern, bis wir klar bewiesen haben, daß unsere Kunst unseres Herzens höchstes ist ...

Allerlei Bastelei

Spielzeug für die Kleinen

Reitersmann.

Aus Zigarrenkistenholz wird die Figur eines Reiters mit seinem Pferd herausgeschnitten, bemalt und lackiert. Dann befestigt man an der Schnittfläche der Figur, hinter den Vorderbeinen des Pferdes, einen gebogenen festen Draht, an dessen unterem Ende eine Bleifugel angebracht



Zeichnung: Krusch

wird. Stellt man nun das Pferd auf die Hinterfüße, wie ihr's auf der Zeichnung seht, so kann es sich hin und her wiegen, als ob es gerade zum Sprung ansetzte oder galoppierte. In ähnlicher Art könnt ihr den Kaktadu arbeiten, der aber seinen Draht zum Schwingen bekommt, sondern durch seinen langen Schwanz, an dessen Ende sich ein Gewicht befinden muß, sich in Bewegung setzt.

Schachaufgabe

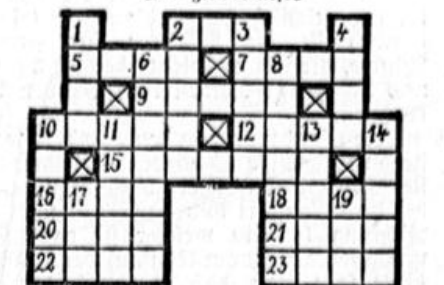
Heinz Nelske



Matt in 2 Zügen.

Kontrollstellung 13 Figuren. Weiß (6 Figuren) König g2 Dame d1 Turm e4, e4 Bauer b2, d3. Schwarz (7 Figuren) König d3, Turm d6 Läufer a6 Bauer b3 e3, c6, g6.

Kreuzworträtsel



Von links nach rechts: 2. anderes Wort für Verdrängnis, 5. Brettspiel, 7. biblische Person, 9. griechischer Gott, 10. Bezeichnung für das apostolische Glaubensbekenntnis, 12. geraubte deutsche Stadt, 15. Stadt aus Sizilien, 16. Wurzelstuch in bayerischer Bezeichnung, 18. süddeutscher Ausdruck für Rahm, 20. deutscher Strom, 21. griechischer Gott, 22. Strom in Ägypten, 23. Teilbeitrag. — Von oben nach unten: 1. körperlicher Vorgang, 2.

lateinischer Geschichtsschreiber, 3. Metallgemisch, 4. Heilpflanze, 6. spanische Insel, 8. Bezeichnung für einen Menschen, der einen guten Eindruck zu machen versteht, 10. Königsname, 11. Stadt in Ostfriesland, 13. spanischer Staatsmann (?), 14. Schiffsführer, 17. Abschiedsgruß, 19. Senfblau.

Silbenrätsel

Aus den Silben
a — a — ad — ar — bar — bit — brud — chen
del — des — die — do — dur — em —
es — er — gant — ganz — ger — heil — in
lins — la — mi — mo — nach — nan —
nol — oog — pa — pa — pel — pom — ra
ral — re — ri — rich — ro — sen —
sen — fer — fer — spe — sit — tra — tri — ve
wan — ze — zent

Sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Spruch Shakespeares „Ende gut, alles gut“ ergeben (in ein Buchstabe).

1. Lehrer an Hochschulen
2. Hochmut, Dünkel
3. Unsoßen
4. Märetze Ludwigs XV.
5. Farbe
6. englische Grafschaft
7. Hauptstadt von Tirol
8. große Anstrengung
9. Beispiel, Aufgabe
10. norweg. Nordpolfahrer
11. ostfriesische Insel
12. athenischer Staatsmann
13. Futterpflanze
14. östlicher Mündungsarm der Oder
15. hoher Seeoffizier
16. männlicher Vorname
17. Männerspiel
18. Nebenbewohner
19. Stadtteil von Berlin

Auflösungen aus voriger Nummer.

1.) K d5 — e6, D b8 — a7 (auf D b4 gewinnt L d3); 2.) D d7 — d8, D a7 — b8; 3.) D d8 — a5, D b8 — a7; 4.) L c4 — a6 und gewinnt, denn Schwarz hat kein Schach mehr.

Der nicht genaue Bericht.

Unmittelbar an der Baumgrenze im Gebiete der Alpenrosen wachsen keine Nadeln mehr.

Die Höchstgrenze für Nebendruck ist an einer Stelle Mitteldeutschlands 500 Meter, im Alpengebiet gedeihen Neben nur in wesentlichen niedrigeren Lagen. Weiter konnte die im Westen hinter dichten Wäldern untergehende Sonne nicht auf die östliche Ebene ihre letzten Strahlen werfen.

Silbenrätsel

1. Stromer, 2. Charlow, 3. Hattlingen, 4. Anzeiger, 5. Meider, 6. Randango, 7. Edna, 8. Windstille, 9. Henschen, 10. Einweih, 11. Noofo, 12. Soling, 13. Loetzang, 14. Elefant, 15. Neapel, 16. Antismus. — Scharfe Buchstaben tragen die Rolle ab.

Seltene Übereinstimmung.

Soziale Gründe sind dafür ursprünglich nicht ausschlaggebend gewesen. Bei den in Europa vorherrschenden westlichen Wäldern wird der Querschnitt der Städte nach Osten abgetrieben. Infolgedessen ist die Luft im Osten einer Stadt nicht so rein wie am westlichen Teil der Peripherie. Der reinen Luft wegen wurden ursprünglich die Villenkolonien im Westen der Städte gebaut. Später mögen andere Gründe mitgesprochen haben.

Kreuzworträtsel

Von links nach rechts: 1. Heu; 4. Jelle; 6. Holland; 8. Normandie; 10. Kern; 11. Elle; 13. Hun; 14. Ader; 16. Gmur; 17. Jim; 19. Sem; 21. Sam; 22. Sem; 23. Arur; 24. Mann. — Von oben nach unten: 1. Helm; 2. Elend; 3. Mann; 4. Jörn; 5. Ende; 6. Hornist; 7. Dilemma; 8. neu; 9. Elm; 10. Kreis; 12. Eugen; 13. lau; 20. Oel.

Der rechte Weg.

Sie stellen den Wegweiser so auf, daß der Arm mit der Aufschrift 2 dahin weist, woher sie gerade kamen. Das übrige war ja dann einfach.

Der blaue Riffel

Ein Tübinger Student der Medizin sollte ins Hygienikum steigen; es war aber die alte Zeit, da manche Mäusenjöhne mehr die Mäusenjöhne als die Mäusenjöhne betrachteten. Auch unser Kandidat hatte sich auf seine Prüfung kein bißchen vorbereitet und das Botanische Institut beispielsweise nie betreten. Nun hatte der alte Professor, der

damals dem Institut vorstand, sein bestimmtes Verfahren bei der Prüfung; er stellte einige Pflanzen in ihren Töpfen vor dem Kandidaten auf und ließ daran sein Wissen zeigen. Diesen Umstand gedachte sich unser Freund nutzbar zu machen, er brauchte ja bloß vom Institutsgärtner zu erfahren, welche Pflanzentöpfe der Professor in das Prüfungszimmer bestellt habe. So ging der junge Mann denn zum Botanischen Garten, fand ein altes Männchen im blauen Gärtnerittel an einem Beete buebeln und redete es mit einem blanken Taler in der offenen Hand an: „Sie, Männchen, sagen Sie mal, was für Pötte hat der Alte heute raufbringen lassen?“ — Das Männchen richtete sich auf, nahm bedächtig den Taler an und sagte: „Männchen ist keine gehörige Anrede, Herr Kandidat, der Alte bin ich selber, und die Pötte werden Sie morgen schon sehen.“ Sprach's und wandte sich wieder seinem Beete zu.

Mit dem Taschmesser auf die Löwenjagd

Zu den gefährlichsten Feinden der amerikanischen Viehherden gehört der Puma, auch Jaguar genannt. Der Farmer Karl Adams in Albany erkrankt daher nicht wenig, als er eines Tages eine ausgewachsene Großkatze dieser Art in den Ästen eines Baumes erblickte. Während bestellte der getreue Hund des Landmannes zu dem Raubtiere hinauf. Adams eilte ins Haus, um seine Flinte zu holen. Aber dann sprang die Großkatze vom Baume herunter, und der Mann wagte nicht, zu feuern, aus Angst, den Hund zu treffen. Kurz entschlossen lehrte Adams die Waffe um und hieb damit auf den Puma ein, aber das Holz ging dabei in Trümmer, und das Eisen wurde von der Wucht des Schlages trumm gebogen. Immerhin war der Jaguar für einen Augenblick betäubt. Den benutzte der Farmer schnell, das Taschmesser zu ziehen und damit dem Untier den Garaus zu machen. Wahrscheinlich eine seltene Art, mit großen Raubtieren umzugehen!

Am Stammtisch

Knirr hatte einige Monate „fiken“ müssen wegen nicht ganz einwandfreien Bankrotts. Plötzlich erscheint Knirr wieder in seiner Heimatstadt und geht abends zum Stammtisch. Fragt einer aus der Runde: „Nun, Herr Knirr, wo waren Sie denn solange?“

„Ich habe eine Mittelmeerreise gemacht. Ich war zuerst zwei Monate in Spanien, dann zwei Monate in Alger und zuletzt zwei Monate an der Riviera!“

Da lacht Spatzvogel:

„Sie hätten einen guten Anwalt nehmen sollen, dann hätten Sie uns die Mittelmeerreise nicht verschwindeln brauchen!“

Weisheit der Unmündigen.

Der Lehrling Fritz hatte fürchterlich gelogen, und der Chef war dahintergekommen. Es gab ein großes Strafgericht. „Weißt du auch“, donnerte der Chef, „du ungeratener junger Mensch, was aus solchen Vurschen wird, die andere Leute anlügen und über's Ohr hauen?“ — „Ja, Herr Brauseveiter“, antwortete der Junge zaghaft, „die schicken Sie später als Reisende in die Provinz.“

Finanzierung.

„Hör' mal, Schatz, ich habe heute mit Katen über unser Verhältnis gesprochen. Er ist gar nicht abgeneigt, eine Hälfte zum Haushalt zuzugeben.“

„Das ist sehr nett, Liebling, nun wollen wir noch abwarten, wer die andere Hälfte bezahlt.“

Er will nicht.

„So ein Sonntagnachmittag muß doch für dich alten Junggesellen fürchterlich sein. Heirate doch, dann kannst du mit deiner Frau ausgehen.“

„Danke, ich gehe lieber mit meiner Zigarre aus.“

Schnufucht.

Junge Frau: „Oh, mein Schatz, wie freue ich mich, daß du heute wieder so früh nach Hause kommst, ich hatte unaussprechliche Schnufucht nach dir.“

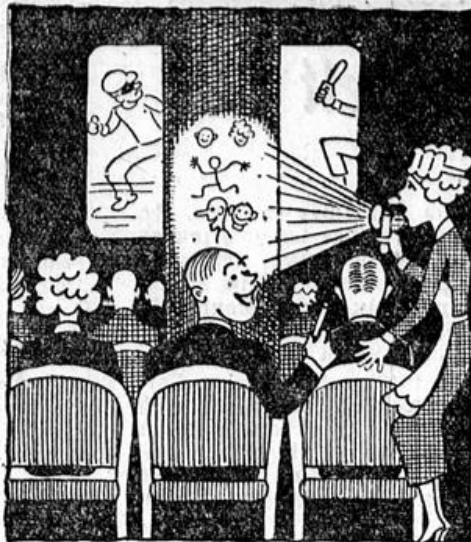
Vater: „Liebling, fass dich kurz, ich habe heute wenig Zeit. Wieviel brauchst du?“

Gemütslich.

Junge Dame (am Postkasten): „Ist vielleicht ein Brief unter „Heurige Liebe“ angekommen?“

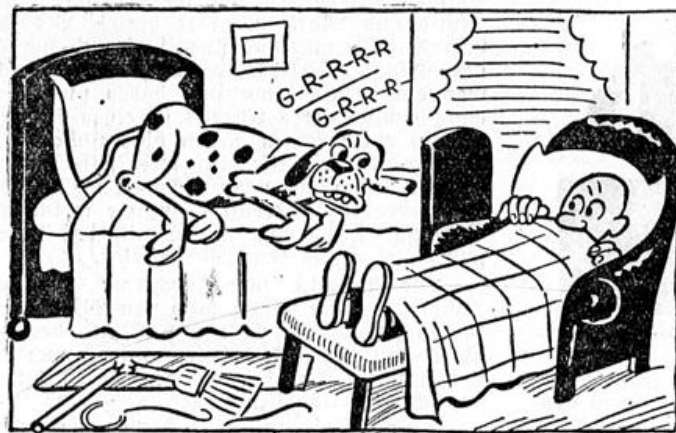
Beamter: „Bedauere, Fräulein! Ich habe wohl eine „Barte Liebe“ hier, aber mit „Heuriger Liebe“ kann ich leider nicht dienen.“

Zum Totlachen!



„Ich möchte mich rasieren lassen, wie lange muß ich warten?“
„Ungefähr drei Jahre, junger Mann!“

„Ich vertreibe mir nur etwas die Zeit, bis Sie mir einen anderen Platz anweisen, Fräulein!“



Die erste Nacht: „Ich glaube fast, ich hätte doch lieber den Zwergdadel laufen lassen!“



Die nützlichste Kleiderpuppe!

Dichter.

Gilde: „Ich höre, dein Brautgarn ist Dichter. Könnte er mir da wohl zur Verbesserung meiner Schwester einen Glückwunsch dichten?“

Gilde: „Ach nein, er dichtet nur Auto- und Fahrradreisen.“

Erklärung.

Erster Stromer: „Du, da lese ich gerade von einem feilschen Konflikt. Was ist denn das?“

Zweiter Stromer: „Mensch, das weißte nicht? Wenn dich einer ne Flasche Schnaps anbieten tut unter die Bedingung, daß du dafür einen halben Tag arbeiten dufft, sieh, denn kommt's in 'nen feilschen Konflikt.“

Junger Mann.

„Ihr seid ja so schweigsam miteinander! Habt ihr euch vielleicht schon geza n t t?“
„Ja, wir hatten einen fürchterlichen Streit miteinander; wir konnten uns nämlich nicht darüber einigen, wer den anderen mehr liebt!“



Zeichnung: Krusch

„Was für eine Tapete darf ich Ihnen zeigen, meine Dame?“
„Am liebsten hätte ich so etwas wie Ihre Kravatte!“

Freunde.

„Ich meine, du möchtest diesen Bums nicht leiden; und nun schenkst du ihm eine Zigarre?“

„Dah nur, wenn er die geraucht hat, mag er mich auch nicht mehr leiden.“

Schwierige Wahl.

„Ich denke, du wollest dich verloben?“
„Ja, ich bin noch am Überlegen. Die eine hat einen komplizierten Charakter, und die andere einen komplizierten Weinbruch.“

Kleines Lexikon

Leinenführig nennt man die Hühnerhunde, die sich willig an der Leine lassen. Bindhunde nennt man in demselben Fall strickbändig.

Leittier, auch Koppflier, nennt man ein in der Regel altes Tier, welches besonders über die Sicherheit des Trupps wacht. Deshalb ist dieser auch meist vertraut, solange das Leittier nicht unruhig wird. Sowie es anfängt zu fiedern, hören die anderen zu fliehen auf; wendet es sich zur Flucht, folgt sofort der ganze Trupp nach, zuletzt die letzten Hühner. Es ist daher von Wichtigkeit, das Leittier nicht zu schrecken. Sichen nur Hühner im Trupp, so führt meist einer von mittlerer Größe. Liegen ist der weidmännische Ausdruck für Aufenthalt zum Beispiel der Feldhühner, die im Lager liegen, wenn sie auf der Erde sitzen. Liegen sagt man auch von einem verendeten Wild: der geschossene Hirsch liegt beispielsweise im Jagd. Lodbogel, ein Vogel, der durch seinen Lodon oder durch seine Anwesenheit andere Vögel herbeilodt. Streng genommen ist der Uhu also auch ein Lodbogel.

Lunte heißt der Schwanz des Fuchses. Mähne, die langen Halshaare des Edelhirsches.

Malbaum, ein Baum, an dem sich das Schwarzwild zu reiben pflegt und dadurch die sogenannten Schilber oder Panzer auf den Wäldern erhält, wenn der Baum — wie meist — ein Nadelbaum ist, der reichlich Harz absondert. Eigentümlich ist die Vorliebe für gewisse Bäume, die immer wieder besucht werden und durch das Reiben tiefe Gruben bekommen.

Markieren sagt man von den Hunden, wenn sie durch gewisse Gebärden verraten, daß sie Wild wittern. Meist verändern sie dabei ihre Gangart und schnüffeln nach der Richtung hin, in welcher sie das Wild vermuten. Auch vom Uhu auf der Krähnhütte sagt man, daß er markiert, wenn er durch Stellung und Nickenpfel das Heranziehen von Raubvögeln ankündigt. Modern, ein Ton des Verlassenenmännchens, den es im Fluge mit Hilfe der Schwanzfedern hervorbringt.

Wald Feld und Heide

Ruhle studiert

Von Eva Schauereder.

Ruhle ist selten einmal aus der Stadt herausgekommen. Aber nun ist die Einladung auf den Bauernhof in der Heide da, und es wird beschlossen, Ruhle mitzunehmen, damit er endlich einmal die Natur kennenlernt. Eine Bekanntschaft, die für einen Teufel von zwei Jahren dringend nötig ist.

Ruhle trägt die Fahrt mit der Bahn und dem Auto wie ein echter Großstädter. Ihm imponiert nicht einmal ein Flugzeug. Als er dann aber innerhalb der Hofmauer zwischen Dünghaufen und Schweinefäule abgesetzt wird, da ist er platt. Eine neue Welt ist zu entdecken, und binnen einer halben Stunde landet er, mit Tauche überzogen, gepudert mit Häckel und die Schnauze voll Federn der gejagten Hühner, in einer Holzhitze mit Wasser, um das Zuviel der ersten Erfahrungen loszuwerden.

Ruhle lernt alles. Er begreift binnen einer Woche, daß er nur in bestimmte Entfernung sich an die Hundehütte wagen darf, daß Federwild nicht zum Fagen da ist, daß Hühnerfutter weit besser schmeckt als jedes bis jetzt genossene Essen vom herrschaftlichen Tisch, daß man im Garten nur buddeln kann, wenn niemand in der Nähe ist, der einem beim Genick nimmt und über den Baum schlenbert, daß man beim Spielen mit den Schweinen stets den kürzeren zieht, daß ein Wühlen im Dünghaufen stets ein Bad in der Wut nach sich zieht, daß man als Hund Herr über den größten Vollen ist, weil diese Hornträger sofort die Flucht ergreifen, wenn ein Paar Hundekiefer ihnen in die Hinterbeine fährt. . . . Es sind Tage eifrigsten Studiums für Ruhle, und es steht zu befürchten, daß die Rückkehr in die Heimat des Apfahls ihm schweren Kummer bereiten wird. Aber dann besucht er die Bienenstöcke.

Ruhle bummelt durch den Obstgarten, der himen unmittelbar an die blühende Heide grenzt, eine weite, leicht hügelige Ebene, aus der nur ein paar zierliche Birken und wenige Gruppen von Wacholder herausragen. Hinten schließt ein blauer Strich unter dem Horizont, ein Wald, die Herrlichkeit ab, über der ein blauer, düsterer Himmel steht. Gleich hinter dem Obstgarten, aber schon im Bereich der Heide, stehen die winzigen, grünen Landhäuser, welche die Menschen ihren Bienen bauen — über hundert solcher Bienenhäuser haben hier auf Holzgestellen ihren Platz, die niedrig genug sind, daß Ruhle sich mit den beiden trummern Vorderläufen hochstützen und diese erstaunlichen Gebäude beschnuppern kann. Er wird nicht recht klar daraus, was sie zu bedeuten haben. Sie riechen nach irgend etwas Bekanntem — ja richtig, sie riechen nach dem gelben zähen Etwas, das die Menschen auf ihrem Frühstückstisch haben. Ruhle liebt seinen Honig, aber er ahnt vielleicht, daß auch hier ein Feld für neue Studien sich auf tut. Jedenfalls beobachtet er, daß in dem Haus, vor dem er gerade steht, eine Öffnung sich befindet. Ruhles scharfe Krallen, die erst hier angefangen haben, sich etwas abzuschleifen, fahren an dem Holz des Bienenstockes fräftig ein paar mal herunter, seine Schnauze bohrt sich in die Öffnung. . . . Und dann verdunkelt sich die Sonne vor Ruhles Blick, und es ist, als seien alle Strahlen, in heiße Stacheln verwandelt, ihm in die Nase gefahren.

Ruhle wendet sich zur Flucht. Und ein wildes Brausen und Summen, Rauchen und Heulen ist um ihn. Er selbst äußert keinen Laut. Rasend flüht er davon, aber die Ursache seiner Flucht bleibt über ihm. Ein Schwarm von Bienen betrachtet Ruhle als seinen Todfeind und treibt den Unföhligen, der halb blind, sinnlos vor Anst an Bäume rennt, in Abzugsgräben stolpern, die Gieß-

fanne umwirft, die Gartentür ein paar mal verfehlt, vor sich her, bis der Kleine endlich die Hausmutter ihre Hühner zum Abendfütter rufen hört, Richtung auf sie nimmt und von ihr in die vollgepumpte Tränke gesetzt wird. Ein Vorgehen, daß unter jeden anderen Umständen von Ruhle verabscheut, nun aber als Erlösung von einem zur Unenträglichkeit gewordenen Leiden empfunden wird.

Ruhle hat zwölf Bienenstacheln in seinem glatten, glänzenden Fell stecken, das für einige Tage sonderbare Beulen und Pflaster aufweist. Den Rest seines Landaufenthalts zeigt Ruhle verschiedene Anzeichen eines pathologischen Komplexes. Wenn er nur ein Summen hört, so zieht er sich unter irgend einen bedeckenden Gegenstand zurück, die Wand, das Bett, den Kopf der Hausmutter — was gerade am schnellsten erreichbar ist. Und da auf dem Hof nirgends eine Stelle zu finden ist, an der man das Summen nicht hört, so ist Ruhle bloß in den abendlichen Stunden sichtbar. Ein trauriger Abschlus löstlicher Zeit. Aber immerhin doch zu be- grüßen, da man ja bedenken muß, daß Ruhles Heimat in der Großstadt ist und eine zu große Sehnsucht nach diesem Paradies vielleicht noch mehr gebrannt hätte, als Bienenstacheln es imstande sind.

Jägerlatein.

Jäger: „Wie ich neulich in der Früh' durch das Revier geh, sah' ich doch auf einem Baum einen Raben sitzen, ganz fest und breit. Müht sich nicht der Kerl, hat ganz scharf was aufs Auge genommen, was unter ihm im Gras trabbelt. Ich schleich' mich behutsam an, will so was Seitenees doch ganz genau beobachten — der Rabe merkt nichts. Da, bis auf zwanzig Meter bin ich ihm nahe gekommen, trete ich auf einen Zweig — und nun fährt er rum, sieht mich, und — was soll ich euch sagen — fast weißt ich er geworden vor Schreck!“